

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-257635](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-257635)



Glück zum Neuen Jahre!

Wenn der Hausfreund von einem neuen Jahre steht, ist's ihm immer, als wenn er ein stattliches Buch in der Hand hielte. Dreihundertundfünfundsechzig Blätter sind in das Buch eingebettet, schön sauber und glatt. Aber auf keinem steht noch etwas zu lesen. Es sind lauter leere, unbeschriebene Seiten. Born auf dem Titelblatt steht eine Jahreszahl, groß und deutlich. Aber das ist auch alles. Und nun nimmt der Hausfreund das Buch und legt's auf seinen Schoß und läßt die leeren weißen Blätter zwischen seinen Fingern durchgleiten und schaut über die glänzenden Flächen, die schimmern, wie Schneefelder im eisigen Winter, und fängt an zu sinnieren und zu träumen. Was wird das neue Jahr wohl den Menschenkindern, die es durchmachen, bringen? Was für eine Inschrift wird, wenn seine letzte Stunde schlägt, jede von den dreihundertundfünfundsechzig Seiten füllen?

Der Hausfreund denkt zurück in die Vergangenheit. Er hat ja nun schon so manches Jahressbuch auf den Knien gewiegt. Erst war's leer und unbeschrieben, und dann, bald, bald, waren die Blätter von oben bis unten bedeckt mit wirren und krausen Schriftzügen. Was war doch dringestanden in den früheren Jahressbüchern?

Ah allerhand. Buntes Menschen-schick-sal. Von ganzen Völkern war darin zu lesen, die sich ihren Platz auf der Erdbugel mit bewaffneter Faust eroberten, von Kriegen, die sie führten, von Schlachten, die sie schlugen, von Siegen und

von Niederlagen. Von Königen, die weise herrschten, unter deren Szepter die Menschen in Ruhe und Frieden lebten, Handel und Wandel blühten, die Künste und die Wissenschaften eifrig gepflegt wurden. Und von andern Herrschern, die wie eine Gottesgeißel über die Menschheit kamen und mit eiserner Hand die Zügel der Herrschaft führten. Von Unruhen und Bürgerkriegen und dann wieder von Zeiten gesegneter, ruhiger Entwicklung, in denen alles erleichtert aufatmete.

Auch von den Geschicken der einzelnen hat der Hausfreund in diesen alten Büchern so manche bewegliche Geschichte gefunden. Von jungen Burschen, die voll Lebensmut hinausgezogen waren in die Welt, die mit hellem Sinn und offenen Augen durch Stadt und Land zogen, hier und dort bei einem Meister gelernt und geschafft haben, und endlich selber als Meister, wohl ausgerüstet mit allem, was sie für ihr Handwerk wissen und können mußten, in die alte Heimat zurückkehrten. War das ein Jubel, wenn so ein junger Kamerad, der einstmals als ein schmalwangiges Bürschlein hinausgeflogen war, nun als wettergebräunter, fester Mann heimkam und dem alten, müden Vater den Hobel oder den Schmiedehammer aus der Hand nahm und sagte: So, Vater, ihr seid alt und gebrechlich; da ist junge Kraft. Nehmet mich freundlich auf und laßt mich an eure Stelle treten. Da hats nicht lange gedauert, so war für den jungen Meister auch eine Frau Meisterin gefunden, und um das alte Haus erblühte neues, frisches Leben und setzte mit jedem Jahr neue Knospen und Triebe an.

Aber der Hausfreund hat in den alten Büchern nicht nur Frohes und Heiteres gelesen. Da war auch manches schwarzes Kreuzlein eingezeichnet und darunter stand geschrieben: Hier ruht

Und er hat gelesen von vielem Bösen, was die Menschen erlitten und, was sie sich selbst untereinander angetan. Und von viel Herzeleid, von zerbrochenen Herzen und verkümmerten Menschenleben. Da denkt er zurück an eine Geschichte,

die er nicht vergessen kann, weil er selbst dabei gewesen ist, und weil es noch gar nicht so lang her ist, daß sie sich zugetragen hat.

Sie betrifft ein junges bildhübsches Mägdlein von zwanzig Jahren, das in einem Dörflein am Abhang der Rebberge gewohnt hat: eines kleinen Bauern einzige Tochter. Sie war ein gar liebliches sittiges Kind, mit einem Grübchen im Kinn und langen schwarzen Zöpfen. Ihres Vaters Herzblatt. Die hatte an einem trüben Tag im Hornung beim Tanz im Schwanen ihr Herz dem wilden Hansjörg verschenkt, dem stärksten, jähzornigsten Burschen der ganzen Gegend. „Das Täublein muß ich kirre machen“, hatte er am Neujahrsabend unter Kameraden gesagt. Die muß mein werden, so wahr ich Johann Georg Liebvogel heiße. Und rascher, als es einer für möglich hielt, war er mit ihr am Ziel. Seine feurigen Blicke, seine hohe, sehnige Gestalt, sein troziger Mund, sein krauses Haar — der ganze schöne, große, wilde Mensch tats ihr an. Ihr Vater merkte es, noch ehe die Mutter von fern an was dachte, wie es mit der Tochter stand. Er war ein verschlossener, wortkarger Mann. Aber die heiße Liebe zu seinem einzigen Kind brach ihm die festzusammengepreßten Lippen auf, und er warnte sie: Sei auf deiner Hut vor dem Hansjörg. Das ist ein loser Vogel, und das Lied, das der singt, ist kein gutes. Aber was hört gärende Jugend auf die Warnungstimme des Alters? Das Babettle sah immer nur die brennenden Augen und die küßigen Lippen seines Schakes und vergaß des Vaters Warnung. Und an einem lauwarmen Apriltag, als die Vögel in den knospenden Sträuchern zwitscherten und über den braunen Bergabhängen silbernes Frühlingsgewölke glänzte, und als Himmel und Erde in trunkenem Umfange lagen, da verschenkte das törichte Kind seine Jugend und seine Unschuld. Und dem sie es schenkte, der lachte drüber, denn vor seinen lüsterne Augen stand schon eine andere, als er das Babettle in seinen Armen hielt.

Das Ende vom Lied? Auch eines von den schwarzen Kreuzlein, die der Hausfreund in den früheren Jahresbüchern gesehen hat. Eines von den vielen, vielen, die dort stehen, vergessen, verschollen . . .

Kann man ihm übel nehmen, wenn er beim Blick auf das unbeschriebene Buch des neuen Jahres ein wenig traurig wird? Was wird er da wieder hineinschreiben, der alte Chronos, der Gott der Zeit? Der Hausfreund denkt an seine Lieben. Da sind sie alle, bei denen er jahraus,

jahrein ankehrt, und von denen er immer so treu und freundlich aufgenommen wird. Leute von gar verschiedener Art: Arme und Reiche, Vornehme und Geringe. Er kennt jeden einzelnen von ihnen, und er hat sie alle gleich lieb. Darum denkt er mit Bangen ans neue Jahr. Was wird es einem jeden von ihnen bringen? Auf alle Fälle gar verschiedene Lose. Keinem dasselbe wie dem andern. Sind die Menschen selbst doch so verschieden, wie die Blättlein am Baum, die einander scheinbar aufs Haar gleichen, und die doch bei genauerem Zuschauen alle ganz verschieden gestaltet sind. Aber das wäre ja noch nicht das Schlimmste. Im Gegenteil: wie langweilig, wie öde wäre doch die Welt, wenn es allen Menschen ganz gleich erginge, wenn jeder genau dasselbe erleben müßte, wie der andere. Gerade die bunte Fülle der Erlebnisse macht ja das Leben bunt und abwechslungsreich. Gerade darum, weil jeder wieder anderes erlebt, erzählt man sich gern seine Schicksale und horcht auf, wenn ein anderer die seinen zum Besten gibt.

Also das macht dem Hausfreund keine Sorgen. Mögen sie nur recht bunt gemischt sein, die Geschicke der Einzelnen. Dann gibts am Jahres-schluss ein fröhliches, vergnügliches Austauschchen.

Nur das macht ihm Sorgen, daß möglicherweise, ja höchst wahrscheinlich auch solche Schicksale im neuen Jahr an die Türen seiner Freunde pochen werden, die er ihnen so gern vom Haus fernhalten möchte: Krankheiten, Enttäuschungen, Mißerfolge, und wie sie alle heißen, die Störfriede des menschlichen Lebens.

Von manchen seiner Bekannten weiß er es ja geradezu, daß ihrem Glück Gefahren drohen.

Da ist ein altes Ehepaar in einem weltentlegenen Schwarzwaldorf. Ihr Hof ist der letzte, oben an der Berglehne, dort, wo Wiese und Wald hart aneinandergrenzen. Zwei kinderlose alte Leutelein wohnen drin. Ehrlich und redlich haben sie sich durchgeschunden und durchgewunden durchs harte Leben. Es hat ihnen keine Rosen auf die rissigen Schwellen ihrer Haustür gestreut. Aber Kampf und Arbeit gab's allerwege. Kampf mit Sorgen, Kampf mit Krankheiten, Kampf mit dem Tod. Leider auch vergeblichen Kampf. Denn drei blühende Kinder, zwei kernige Buben, und ein lilienartiges Mägdlein, hat er ihnen aus dem Haus geholt, der blasse Bürger Tod. So sind sie allein übrig geblieben. Sind allein alt und grau geworden. Und nun liegt das Silber des Alters auf ihren Häuptern. Denn er geht ins achtzigste und sie ins fünfundsiebzigste

Jahr. Sie haben sich aber wunderbarer- und köstlicher Weise ein immer fröhliches Herz und einen hellen, heiteren Sinn bewahrt. Noch bei einem seiner letzten Besuche hats der Hausfreund von ihnen hören dürfen: Uns fehlt nichts. Wir sind immer zufrieden und guter Dinge.

Aber ganz zuletzt, neulich, als er wieder dort oben in dem Häuschen am Wald eingekehrt ist, da hat er leider keinen so sonnigen Eindruck mitnehmen dürfen. Der Bauer hat ihn wohl wie in früheren Zeiten unter der Haustür empfangen und mit herzlichem Grüßgott in die Stube geführt. Aber seine Stimme zitterte, und seine Augen füllten sich mit Tränen, als er auf des Hausfreunds Frage, wo denn die alte Mutter sei, auf die Kammertür wies und sagte: dort drin liegt sie. Sie hat das Fieber.

Und wie der Hausfreund hineingegangen ist und der alten Freundin den Gruß bot, da sah er an den Röslein auf den welken Wangen und an den glänzenden Auglein der Alten, daß es schlimm mit ihr stehe und wohl wenig mehr zu hoffen sei. Heute lebt sie noch, die gute alte Katharina, aber wie lange wirds dauern, da tragen sie sie ihm aus dem Haus, dem armen Josef Grundbauer, sie, die seines Lebens Freude und einziger Halt gewesen ist.

Und so weiß der Hausfreund noch gar manchen, der mit Bangen in das kommende Jahr hinausschaut, in der sicheren Gewißheit, daß es ihm ein Glück nehmen wird, an dem er mit ganzer Seele gehangen hat. Aber er kennt auch andere, die leben so zuversichtlich und stolt in den Tag hinein, als könne sich nie etwas ändern, als hätten sie einen Schein in der Tasche, der ihnen verbürgt, daß sie leben und gute Tage sehen werden. Haben die das alte Verslein nie vernommen: es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war? Der Hausfreund kennt's und erwägt's, indem er so die unbeschriebenen Blätter des neuen Jahres durchsieht. Mancher Tag wird froh anfangen und schlimm enden. Von mancher Nacht wirds heißen: es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht.

Aber genug der dunkeln, schwarzen Gedanken. Weshalb hat denn der Hausfreund das Jahresbuch, gemeiniglich „Kalender“ genannt, in die Hand genommen und sich auf den Schoß gelegt? Wichtig: es hat jemand zu ihm gesagt, er solle ein Sprüchlein aufs Titelblatt schreiben. Darunter die Jahreszahl. Ein Geleitswort, das für alle Tage paßt, und in das er alles zusammenfaßt, was sein Herz beim Denken ans neue Jahr bewegt.

So greift er denn zur Feder und schreibt mit festen, klaren, sicheren Zügen sein Sprüchlein unter die Jahreszahl:

Glück zum Neuen Jahr!

Und nun noch ein kurzes Wörtlein der Erklärung, wie er das meint.

Er wünscht seinen Freunden Glück, will sagen, alles das, was sie sich selber wünschen — vorausgesetzt, daß es nichts Dummes ist — und was ihnen zum Heil und Segen ausschlagen kann. Vorab das, was man drin in Steiermark „den lieben Gesund“ nennt: Gesundheit, Kraft und Frische des Leibes. Ohne Körpergesundheit gibts ja auch keine Seelenfrische! Bei diesem Wort der alten Römer wird es wohl sein Bewenden haben. Und zur Gesundheit Arbeit. Ein fester Körper will sich regen und bewegen. Trägheit sagt ihm gar nicht zu. Und ein lebendiger Geist will erst recht nichts von Faulheit wissen. Glückliche Menschen sind immer nur die Fleißigen. Die Faulen werden notwendig mit der Zeit dumpf und verdrossen.

Wer arbeitet, soll essen. Will sagen: die fleißige, ehrliche Arbeit trägt ihren Lohn. Auch heute noch. Hände, die tüchtig anfassn, bleiben nicht leer. Wo Mann und Weib von früh bis spät regsam und tätig sind — es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn dabei nicht etwas herauskommen sollte. So wünscht der Hausfreund seinen Freunden allen Erfolg für ihre Arbeit. Mögen sie das, was sie streuen, auch aufgehen sehen; möge der Saat die Ernte nicht fehlen!

Das Beste ist aber noch nicht einmal genannt. Glück im Haus, Glück durch Gesundheit des Leibes, Glück in der Arbeit — das alles ist gut und wünschenswert. Aber es ist nur dort wirklich vorhanden, wo man eins hat. Glück im Gemüt.

Nur im Frieden des Herzens, in der Ruhe des Gewissens, in der Liebe zu Gott und den Mitmenschen, liegt das echte, das unvergängliche Gold des wahren Glücks. Und das wünscht der Hausfreund vor allem einem jeden von seinen treuen Freunden und Bekannten. Mit diesem Schatz ausgestattet, läßt er sie getrost ins neue Jahr hinein gehen. Es kann ihnen kein ganz schlechtes werden. Denn wer dieses innerste Glück besitzt, der bleibt ruhig auch in den wechselnden Geschehnissen des Lebens. Muß er manches hingeben, woran ihm das Herz hängt, manches entbehren, was andere genießen, so hält er sich an das, was ihm geblieben ist, und worum ihn vielleicht

mancher andere noch beneidet. Das wahre Herzensglück macht genügsam. Man hat in sich einen Reichtum; der wiegt mehr als viele äußeren Güter, die das Herz kalt lassen. So zieht man fröhlich seine Straße und wartet gefaßt auf das, was kommt.

Der Hausfreund nimmt das große Buch des neuen Jahres noch einmal in die Hand und

betrachtet von allen Seiten. Siehe, da zeigt sich, daß die Ränder im Sonnenglanz schimmern wie Gold. Das ist ihm eine frohe Vorbedeutung. Ein Goldglanz liegt auf den unbeschriebenen Blättern. Der kommt von der Sonne. So wird also die Sonne auch im neuen Jahr leuchten und des Hausfreunds Wunsch sich erfüllen:

Glück zum Neuen Jahr!

Eine „übersichtliche“ Geschichte.

Wir saßen beim Morgenkaffee im Gebirgs-Gasthof. Ein Teil der Tischgesellschaft war der Ansicht, daß die Absicht, heute den „Drachenberg“ zu besteigen, verschoben werden müßte, da Nebel die Fernsicht beeinträchtigte. Die anderen verschlossen sich dieser Einsicht. Sie wollten die Partie mit Rücksicht auf die baldige Weiterreise ausführen und hofften mit Zuversicht, daß sich das Wetter noch aufklären würde. Nach Durchsicht meiner Rechnung, einer Übersicht über den Bestand meiner Reisekasse und nach Besichtigung meiner Karte brach ich auf, mein Gepäck unter Aufsicht des Wirtes zurücklassend und stieg mit Vorsicht den Berg hinan, wozu allerdings bei meiner Kurzsichtigkeit mehr Umsicht gehörte, als ich angenommen hatte. Bald klärte sich indes das Wetter auf. Ein Tourist, der sich mir angeschlossen hatte, erzählte mir gerade, wie er mit Geldgeschäften hineingefallen sei, weil er einem Schuldner gegenüber, der seinen Wechsel nach Sicht nicht bezahlen konnte, zu viel Nachsicht geübt habe, aber in Zukunft in dieser Hinsicht vorsichtiger sein wollte. — Da huschte plötzlich ein Sonnenstrahl uns übers Gesicht. Schon war die Schutzhütte auf dem Gipfel in Sicht. In ein paar Minuten waren wir oben angelangt und hatten jetzt die herrlichste Aussicht.

Treffende Redensart.

Strolch, der Jemand einen Hundertmarkschein entreißt: „Man muß auch den Schein meiden!“

Originelle Heirats-Annonce.

In einer alten Nummer der „Leipziger Zeitung“ findet sich folgende Heirats-Annonce: Ein junger, definitiv angestellter Geistlicher vom Lande, der einige hundert Taler sicheren jährlichen Einkommens bezieht, sucht eine Lebensgefährtin. Dieselbe muß selbständig über ein Vermögen von mindestens 4000 Talern verfügen, diesen Besitz obrigkeitlich bescheinigen und einen unverzinsbaren Vorschuß von 300 Talern auf der Stelle vor der Heirat zahlen können, in den zwanziger oder Anfangs dreißiger Jahre sein und dieses Alter durch Geburtschein nachweisen. Dabei aber darf sie ihre Eltern nicht mitbringen und hat nachzuweisen, daß sie evangelischen Glaubens ist und sittlich gut fortwährend gelebt hat. Auch wird von ihr ein durch einen Arzt zu bescheinigender Gesundheitszustand von Jugend auf verlangt. Desfallige Adressen sind a. L. postrestande Arnstadt portofrei einzuschicken. Reisen kann der Prediger nicht machen. — Hoffentlich ist der vorsichtige Herr zu einer Gattin gekommen! So spitzfindige Forderungen stellen die heutigen Heiratskandidaten nicht; sie begnügen sich mit — Geld!

Zeitgemäß.

„Sieh' da, alter Freund, Ihre Haare gehen aber auch schon merklich aus!“ — „Ja, etwas, aber mein Sohn hat mir da ein sehr gutes Mittel empfohlen, das er vor Jahren benutzt hat!“

An das Christkindlein.

Ein Brief, der es erreichte.

Ein kleines Mädchen steht auf den Zehen vor einem Briefkasten und wirft ein Brieflein hinein. Das Dirnlein hat großes Vertrauen zu der Reichspost: die muß ja bekannt sein im Himmel und auf Erden und dahin alle Briefe bestellen.

Jawohl, die Post weiß alles. Freilich nur auf Erden. Der Postmann im großen Gebäude weiß: „Himmelreich“ ist eine Poststation im Großherzogtum Baden im Schwarzwald; dahin befördert er also den Brief, denn der Ort steht darauf. Aber die Post ist auch sehr genau, sie sieht auf die Freimarkte. Die Post ist ein Ungeheuer, das von Freimarken lebt. Und wenn rechts oben in der Ecke ein leerer Fleck ist, so macht sie ein grimmes Gesicht und schreibt mit dickem Blauflüß erzürnt „20 Pfg.“ hin. Da sieht's nun ganz blau aus bei dem, der den Brief kriegt und Strafporto zahlen muß.

Der Postmann drinnen in der Amtsstube sah oben rechts die leere Ecke auf dem Brieflein nach dem Himmelreich, machte ein dickes 20 Pfg. darauf, und dann ging das Brieflein ab.

Die Briefträger kennen alle Leute im ganzen Ort. Aber wenn jemand gar nicht da ist? Ja, dann kennen sie ihn freilich nicht.

Der Briefträger im Himmelreich guckte die angekommenen Sachen an, es waren nur fünf. Darunter war ein Brieflein, darauf stand von einer Kinderhand die Adresse:

An
das Christkindlein
im Himmelreich.

Er schüttelte den Kopf, denn seines Wissens gab es kein Christkindlein im Himmelreich. Aber er steckte das kleine Brieflein doch in seine große Tasche und dachte, er wolle doch im Dorf nachfragen; am Ende sei jetzt doch eine solche fremde Person eingewandert, es ging ja auf die Weihnachtszeit zu. Er trug also das Brieflein im Dorfe umher, aber kein Mensch wollte das Christkindlein sein oder von einem solchen wissen. Der alte Poppele hatte gehört: wenn auch eins in einem Ort sei, so sage es das nicht. Kurzum,

Gausfreund.

keiner wollte das Brieflein annehmen und noch weniger 20 Pfg. Strafporto zahlen.

Also brachte der alte Briefbote das Brieflein wieder zurück. Der Postexpeditor brummte, drückte einen Stempel drauf und kratzte etwas mit der Feder dazu. Jetzt stand hinten auf dem Brief: „Himmelreich. Adressat hier unbekannt.



An das Christkindlein.

Zurück.“ Dann kam ein Schnörkel, den konnte nicht einmal ein Engel im Himmel lesen, geschweige denn ein Mensch auf der Welt.

Am andern Tag machte der Herr Postdirektor in seiner Amtsstube ein sehr feierliches Gesicht; er öffnete ein unbestellbares Poststück, das Brieflein an das Christkindlein im Himmelreich. Er suchte nach dem Namen des Absenders, nahm sich aber pflichtschuldigst in acht, dabei etwas von dem Inhalt des Schreibens zu lesen. Er machte dann ein großes Siegel und ein kleines Plakat auf

den Bruch. Darauf stand gedruckt: „Postamtlich geöffnet“. Dann schrieb er: „Zurück an die Absenderin Marie Reich, Grünberggasse 67, V. Stock links.“ Und das Brieflein wurde wieder ausgetragen.

In der Grünberggasse 67 V. Stock links stand der Briefträger einer jammernden Frau gegenüber. Sie nahm das unfrankierte Brieflein in die Hand und weinte: „Ach Gott, was das Mädchen einem für Sachen anstellt! Jetzt hat es einen Brief ans Christkindlein geschrieben, und ich soll das Strafporto zahlen!“ Der bleiche kranke Mann auf dem Bett hinten machte ein unglückseliges Gesicht. Der Briefträger zuckte die Achseln. „Wart' nur, wenn du heimkommst von der Schule, will ich dir deine Phantasien vertreiben!“ drohte die energische Frau der abwesenden Briefschreiberin. Da wurde die halbgeöffnete Türe vollends aufgemacht, eine hohe Gestalt im Pelzmantel trat ein — der Doktor. Der hörte das Unglück, reichte dem Briefträger 20 Pfg. und sagte: „Liebe Frau Reich, den Brief will ich besorgen. Aber ihr müßt mir versprechen, dem Kind keine Vorwürfe zu machen und nichts von dem Brief zu sagen.“ Dann trat er zu dem Kranken, fühlte den Puls, maß die Temperatur, klopfte auf die Brust und nickte zufrieden.

Daheim gab der Arzt das Brieflein seiner Frau und sagte, indem er sich müde in seinen Sorgenstuhl setzte und eine Pfeife anzündete: „Lies mir's vor.“ Sie machte es auf und las:

Liebes Christkindlein!

Weil es bald Weihnachten ist und ich jetzt auch schon schreiben kann, so will ich Dir auch ein Brieflein schicken. Gelt, Du nimmst mir's nicht übel, wenn es nicht so schön geschrieben ist? Ich geh erst in die zweite Klasse.

Nämlich, daß Du weißt, was wir uns wünschen.

Der Mutter ihr einziger Wunsch ist, daß der Vater wieder gesund wird — und das wünscht sich der Vater auch.

Und ich wünsche mir ein Paar Handschuhe, daß man die Hände nicht verfriert; es ist so kalt jetzt, und wenn's nicht zu viel ist, noch eine Federbüchse.

Unser Großer, was der Gottfried ist, wär froh, wenn er eine Peitsche hätte.

Der Albert braucht ein Paar Stiefel, wenn's möglich wär.

Der Christianian hätt' gar zu gern ein Pferd, aber ein Esel soll billiger sein. Und das Annelie ein Püpplein; sie ist noch klein und spielt gern.

So, jetzt weißt Du alles. 's ist freilich arg viel.

Ich hab' aber niemand etwas gesagt; das darf man ja nicht. Und nun tu ich mein Schreiben schließen und laß Dich vielmal grüßen. Gelt, Du verrätst mich nicht?

Marie Reich.

Wir wohnen Grünbergstraße Nr. 67 im fünften Stockwerk links. Aber Du mußt Dich in acht nehmen, die letzte Stiege ist sehr eng und steil, und droben ist's finster, daß Du Dich nicht anstößt.“

Als die Frau Doktorin den Brief gelesen hatte, schaute sie auf zu ihrem Mann. Dieser aber sagte bloß: „Ich habe versprochen, das Brieflein zu bestellen.“

„An mich? Da soll ich das Christkindlein sein?“

Der Doktor nickte vergnügt.

Die Frau sagte bedenklich: „Ja, wenn wir nur nicht selber sieben Kinderlein hätten.“

„Ei, die müssen Dir helfen. Und andere. Ein Christkindlein hat immer viele Engel, die ihm zur Hand gehen. Du weißt ja.“

Die Frau lächelte. „Es ist wahr; sonst könnten wir ja nicht so viel helfen. Dein Dienst als Armenarzt gibt uns mehr Gelegenheit, andere zu unterstützen als selber reich zu werden.“

Es kam, wie der Doktor gesagt hatte. Einige Freundinnen, die das unbestellbare Brieflein gelesen hatten, brachten allerlei Sachen, gewünschte und noch andere, und auch die Doktorstücker wetteiferten miteinander, dem Christkindlein Engelsdienste zu tun. — — —

In der armen Familie, die wie zum Spott Reich hieß, schien dieses Jahr Weihnachten trüber als je zu werden. Alle gingen niedergeschlagen und mit düsteren Gesichtern umher, sogar die Kleinsten. Nur Mariele hob das braune Köpfchen und schaute wie mit leuchtenden Augen in die Zukunft. Sie hatte ein süßes Geheimnis.

Eins war aber eingetreten, was alle erfreute: der Vater durfte zu Weihnachten aus dem Bett gehen. Doch das schien auch die einzige Weihnachtsfreude dieses Jahr zu sein. Aber das Mariele ruhte nicht und sagte, die Mutter müsse ein weißes Tuch auf den Tisch legen, damit das Christkind darauf beschenken könne, wenn es komme.

„Wenn es kommt,“ lächelte die Mutter trübe.

„Es kommt gewiß,“ sagte die Kleine zuversichtlich, verriet aber nicht, warum sie's so fest glaubte.

Aber was war das, als es draußen dämmerig und in der Stube dunkel geworden war? Da klingelt es plötzlich vor der Türe, ein heller Lichtschimmer geht durch den Spalt, wo sie schlecht schließt, dann geht sie auf, und die ganze Familie im Dunkel der Stube schaut wie geblendet auf die Herrlichkeit, die sich da auf tut. Ein Christbaum, angezündet mit vielen, vielen Kerzen, behangen mit allerlei schönen Sachen, erscheint unter der Türe, und dahinter das Christkindlein, weiß gekleidet mit goldenem Haar, und hinter ihm ein Knecht Ruprecht mit einem großen Sack; daraus packt er allerlei Dinge und legt sie auf den weißen Tisch, und wunderbar, lauter solche Sachen, wie sie die Kinder sich gewünscht hatten: eine Peitsche, ein Paar feste Stiefel, ein Paar warme Handschuhe, eine buntlackierte Federbüchse mit einem Bild darauf, dann ein Pferd, ja ein wirkliches Pferd zum Schaukeln, und eine wunderschöne Puppe. Dann kamen noch Gutsule und 2 Flaschen Wein für den Vater. Alle starrten erstaunt den Baum und die

Gaben an, nur Mariele nahm alles wie selbstverständlich auf. — — — Ja, Ja, das Christkindlein im Himmelreich und das Briefchen an jenes! Freundlich vertraut nickte es dem Christkindlein zu. Das aber faßte Mariechens Hand und sagte mit feiner Stimme: „Dein Brieflein ist angekommen.“

Da erkannte die Mutter im Christkindlein die Älteste des Herrn Doktors und in dem Knecht Ruprecht seinen Größten. Da kamen ihr die Tränen in die Augen, und sie bedankte sich mit vielen Worten beim Christkindlein, und der Vater nickte vom Sessel her und sagte: „Heute Abend heißen wir nicht nur Reich, heute sind wir auch reich.“ — — —

Als die zwei himmlischen Gestalten verschwunden waren, bückte sich die Mutter über ihr Töchterlein Marie und gab ihm einen Kuß auf die Wange; das war die Abbitte für die Ohrfeige, die sie für es vor 8 Tagen in der Faust gehabt wegen des unfrankierten Briefchens an das Christkindlein im Himmelreich.

Rechte Heimkehr.

Mäd' zur Heimat kehrt ein Wandrer —
Lang her, daß er sie verließ — — —
Bettelnd sitzt am Tor ein Andrer,
Niemand ihn willkommen hieß.

Ach, wie fremd sind ihm die Gassen —
Häuser sind und Menschen neu —
Kann es immer noch nicht fassen,
Daß er in der Heimat sei.

Will, bevor er weiter eilet,
Seine Scholle zu erspäh'n.
Dort, wo er so oft verweilet,
Zieht auch nicht vorübergehn —

Und zum Friedhof lenkt den Schritt er:
Ja, den Weg, den weiß er noch —
Ja, den Hügel kennt er wieder,
Birgt sein Liebste er ihm doch!

Hat am Grabe lang geträumet,
Bis die Jugend neu erstand —
Hat den Vorwurf droh veräümet
Bei dem Traum vom Heimatland —

Andern Tags in aller Frühe
Man ihn tot am Hügel fand
Nun erst nach des Wanderns Mühe
Ging er ein zum Heimatland.

Paul Kranz

Auch was wert.

A. „Herr Neumann ist wohl ein ganz sonderbarer Heiliger?“ —

B. Na, ich kann Ihnen sagen, der hat das Pulver erfunden!“ —

A. „Nicht erfunden, meinen Sie!“ —

B. „Nee, tatsächlich, doch erfunden — nämlich ein neues Pudding Pulver!“

Im Gegenteil.

Gattin (keifend): „Was, jetzt um 12 Uhr kommst du nach Hause? Da hört ja doch die Gemütlichkeit auf!“ —

Gatte: „O nein, im Gegenteil, als ich aufbrach, ging die richtige Gemütlichkeit erst los!“

Mildernd.

„Na, Sie sind wohl auch ein kleiner Mädchenjäger, was? Sonntag sah ich Sie doch und gleich mit dreien!“ —

„Na ja, gewiß, aber wirklich nur — Sonntagsjäger!“

D'Nachtwächter.

(Elsässer Mundart.)

's isch doch e nätte Zit gfi, wo d'r Nachtwächter mit Spieß un Latärn dur d'Stroße un d'Gasse vum Städtle R. im Elsaß g'wandert isch, fir d' Stunde az'rieße.

Hörche, was ich eich will sage:
D' Glock' hat else g'schlage,
Wohl in die Zwölf!



D'Nachtwächter.

So heere-n-i ne allewil noch sänge, d'r güet alt Vater Seiler, e braver Mann, wo trej si Dienscht g'macht hat, bis 's nim gange-n-isch. Un drno isch'r hol druf g'storwe. Emol isch'm e Stückel passiert, wo-n-r sälte in ebberm verzählt hat. Ich ha's vo mim Großvater, un woher isch 's G'schichtle, so woher als d'r Kolumbus Amerika entdeckt hat.

Anne 1865 isch e güet Winle g'wachse. Un wo-n-r scho verzohre gfi isch un säderwiß un

bitterlächt un de Lit d' Kopf hat künne heiß mache, do isch am e Sonntig no nem Z'nachstäße d'r Seiler meh züem Trinke uf'g'legt gfi als sunicht. „Worum löst unser Herrgott eso ne güets Trepsle wachse, wenn m'r 's nit jäßt?“ hat'r gsait, un no nem dritte Viter Neje isch ne vierter fu,¹⁾ un dä hat'ro noch üsbloße.²⁾ „Jeh awer“, hat d'r Seiler drno g'meint, „jeh isch's Zit fir z'geh; 's isch zehne verbi, un d'r Kamerad wird warte uf d'r Wachtstub.“ Awer g'ichwaukt isch'r, un wo-n-r prawiert, eb 'r si Viedle fir um d' Else ka, do geht's halt nime. Un alles fangt a z'wirwle um ne. „Ah“, sait'r, „do steht e Wage mit Sträub dine, — uf e halb Stündel kumt's ame 65 g'wiß nit a, — wie wär's, wenn m'r“ — —. Wie's gange hat, hat'r nie künne verzähle, awer uf eimol isch'r im Wage g'läge, woherichinlig g'rad so flink wie ne Vogel vu Bli. Un zwei Säü sin sine Kamerade gfi, un die hän geknurr't un gegrünzt, awer d'r Vater Seiler hat sich nit steere lo.³⁾ „Nur nit so wiescht g'macht, Kinder“, hat'r dann und wann brummt un witerischt g'schloße.

's isch e finstre Nacht gfi, un wo d'r Säühändler üs'm Wirtshüs kummt, lüegt er nit lang un fahrt ab. Un unser Nachtwächter liegt im Wage, un kei Mensch bekümmert sich um ne. E g'mietlige Stund scho dürt d' Fahrt. Do halt d'r Führrmann im e Dorf un trinkt ne Scheppele. Bum Ahalte isch d'r Seiler verwacht un ribt sich d' Näge un weiß nit, was 'r dänke soll. Awer in däre vornähme G'sellschaft hat's 'm nim behagt. Stockfinschter isch's gfi wie im e Saß, wo-n-r üs'm Wage frobelt.⁴⁾ Er meint natirlich nit anders, as 'r seig⁵⁾ in R. „Enfie“, sait'r, „'s wird jeh allewil scho zwelfe si; uf e paar Minute kummt's am e Sunntig o gar nit a, m'r mache's desmol ohne Latärn un ohne Spieß un gehn nohär⁶⁾ uf d' Wacht. D' Wält wird jeh o nit grad zämmekeje,⁷⁾ un sine Pflcht müehme doch mache, o⁸⁾ wenn m'r e Dämpfle hat.“

Hörche, was ich eich will sage:
D' Glock' hat zwelfe g'schlage,
Wohl in die Eins!

¹⁾ = gekommen, ²⁾ = ausgetrunken, ³⁾ = lassen, ⁴⁾ = auf Händen und Füßen kriechen, ⁵⁾ = sei, ⁶⁾ = nachher, ⁷⁾ = zusammenfallen, ⁸⁾ = auch.

In dāne Gasse isch's'm doch komisch vorku.
„Nei, Seiler“, hat'r g'ait, „das derf'sch doch nim
make, dā weis'ch jo nim, wo de d'heim bisch!
I ha halt doch eis z'viel trunke, un noch dā
dumme Rāwel do!“

Do heert'r üs ere Gasse ne Stimme:

Hörche, was ich eich will sage:

D' Glock hat eis grad g'schlage,
Wohl in die Zwei!

„Was isch das für einer?“ meint d'r Seiler,
„ich rief zwelfe un dā Dirmel¹⁾ eis?“

Jetz sänge se mitnander. Awer gli heert
d' Gmieltigkeit uf; denn sie g'rote anenander.
„Was welle ihr do?“ riefst dā mit d'r Latärn,
„was brielsch dū zwelfe, wo's scho eis isch? Was
wit dū iverhāupt do?“

Do wird's im Vater Seiler z'bunt, un d'r
Raß gehn d'Hoor üs. „Was?“ riefst'r und stellt
sich so güet als meglig ferzegrad, „was ich do
will? Ich in meim Ort? Nei, ich frog dich,
was dū do wit!“ — Un bum! bum! Do sin
se hinterenander und dāngle²⁾ un gārwe sich, aß
es e Jammer isch. D' Lāde fliege-n-uf, Zipsel-

¹⁾ etwa = Einfaltspinsel, ²⁾ = prügeln, eigent-
lich Beschlagen der Eichel.

kappe un Nachtkappe zeige sich, un üs de Gasse
kummt Hilf. Endlich bringt me se üsenander un
d'r Vater Seiler uf d' Wachtstub, wu-n-r si
fataler Irrtum isieht. Er bitt am Morge schein
un Entschuldigung un schlicht heim un verspricht
sich, aß'm eso ebbs nim derf passiere.

Blane Nüge hat e jeder g'ha un an Bile¹⁾
hat's keim g'fählt. Das hätt nit grad viel
g'macht, awer d'r Nachtwächter vu H. hat im
Seiler droht, aß'r ne dāt vor's G'richt nāh.²⁾

D'r Vater Seiler wandert e paar Täg druf
zue me bekannte Advokat in Kolmar, fir ne un
Rot z'frage. Un wil³⁾ se mitnander schwāhe,
klopft's an d'r Türe — un wer kummt ine? D'r
Nachtwächter vu H. mit'm verbundene Kopf.
Se muschtere sich wiescht, un in beide kocht's.
Awer d'r Advokat isch e verständiger Mann, wo
d' Situation gli versteht. Er seht in beide
üsenander, aß kein bi dāre Sach ebbs ka g'winne,
se sette sich mitenander versteh, wil nitt meh
z'ändere-n-isch un jeder d'r Buckel voll bifu heig.⁴⁾

Un so hān's beide Nachtwächter g'macht.
Arm in Arm sin se üse in's Wirtshüs „Züem
große Schoppe“ gange un hān sich versöhnt.

¹⁾ = Bäulen, ²⁾ = nehmen, ³⁾ = während dem,
⁴⁾ = bekommen habe.

D'r Schneider un d' Küttsche.

(Elsässer Mundart.)

D'r Trivelhüser vu Zebeberg isch e famoser
Schneider un e respätawler mäßiger Mann.
Wenn'r awer emol loskummt ab d'r Kette, so
bāchert'r, bis'r nim weiß, wie-n-r heißt. Do
isch in d'r nächsichte Stadt emol e schein Fescht
g'fi, un är hat mit'm G'sangverein mitg'macht.
Z'Nacht, wo me hat nieße an's Heimgeh dānte,
isch mi Trivelhüser g'fiß g'fi un hat e Dampf
g'ha Nummer eis. Wer'm in d' Händ ku isch,
hat'r verschmukt¹⁾ un hat vum Furtgeh
nit welle wisse. Fir e g'mieltiger fortz'bringe,
hān sine Frind ne Küttsche lo ku,²⁾ fir ne an d'
Isebahn z'fiehre; denn z' Füß wār's nim gange.

¹⁾ = geküßt ²⁾ = lassen kommen.

Nichtig seze si ne o dri. Während aß sie awer
noch ihre Gläser lār trinke, meint unser Schneider,
er seig im Omnibus, wo d' Sitz natierlig uf d'r
Seite hat, un steht uf un seht sich anderscht und
perzelt¹⁾ üse. D' Frind kumme un sähn halt kei
Trivelhüser meh. „Wo isch denn dā dumm
Kaib?“ sait einer, „i ha ne doch do ane
g'jekt un allei isch'r nit üse!“ — Un wo sie ne
süeche, liegt'r unter d'r Küttsche un schmarchelt
g'mieltig. D' Bolle hān jo ihr Schuhängel,
sait me. Drno hān se ne halt wieder ufg'lade,
un kein isch luschtiger g'fi as är.

¹⁾ anderwärts purzelt, porzelt = fällt.

Frau Venus.

Von Josef Schicht.

I.

Heber die gelbenden Kornfelder her schritt langsam und bedächtig eine dunkle Gestalt, der ein mittelgroßer, zottiger Hund voranlief.

„Da schau einmal, Weib,“ rief der Huber ins Haus zurück, „unser neuer Herr Pfarrer kommt!“

Neugierig steckte des Hubers bessere Hälfte den Kopf aus der Türe und lugte den Pfad entlang.

„O du mein!“ sagte sie, „das ist ja noch ein gar junger Herr, der neue Hochwürdige!“

„Laß es nur gut sein“, versetzte ihr Mann, „er schimpft so rechtschaffen wie ein Alter! Die letzte Predigt war schon danach. Aber recht erbaulich ist sie gewesen, ja, recht auferbaulich.“

Indessen näherte sich der Pfarrer immer mehr dem Hause. Als er auf Grubweite herangekommen war, nahm der Huber achtungsvoll die Pfeife aus dem Munde und bot dem geistlichen Herrn einen schönen guten Abend. Ein gleiches tat auch die Huberin. Der Hochwürdige dankte, blieb stehen und sah die beiden Leute an.

„Herr Huber, nicht wahr?“ fragte er freundlich.

„Stimmt, Hochwürden, ich bin der Huber. — Haben Eure Hochwürden einen kleinen Spaziergang gemacht, ja? Schön, schön — möchten Sie nicht etwa ein wenig bei uns niedersitzen, Herr Pfarrer? Geh', Frau, hol' noch einen Sessel —“

„Jefas ja — Sessel!“ rief die Huberin, lief zurück ins Haus und kehrte sogleich mit zwei Stühlen wieder, die sie eifertig unter der breiten, buschigen Linde aufstellte.

Der Pfarrer pfiß seinem Hund, der schon ein Stück vorausgelaufen war, und nahm Platz.

„Sie sind sehr freundlich, Herr Huber, ich danke Ihnen. — Fex, leg' dich nieder! — Ich habe da einen kleinen Rundgang um meinen neuen Pfarrsprengel gemacht, um auch die Umgebung kennen zu lernen. Bis jetzt hat mir's hiezu an Zeit gefehlt. Heute endlich entschloß ich mich dazu, aber nun haben meine Beine eben genug.“

„Ich glaub's ja, Hochwürden. Recht gern. Wenn man an das Sitzen gewöhnt ist —“

„Freilich. Aber es verlohnt sich wirklich, in der Gegend ein wenig sich umzusehen. Hier, wo das Hügelland beginnt, bietet sich dem Auge Abwechslung, weiter draußen ist die Landschaft flach und sehr sonnig. Ein gottgesegnetes Flecklein Erde! Wie schön das Korn steht!“

„Heuer sind wir's zufrieden, ja. Beschreiben dürfen wir's freilich nicht, es kann noch immer ein Wetter kommen, das uns alles wieder zusammenhaut.“

„Nun, hoffen wir das Beste. Sind das Ihre Äcker, Herr Huber?“

„Nein, sie gehören dem Nachbar, dem Has. Die meinigen liegen weiter hinunter zu. Vorher kommen noch die Felder des Rab, des Kazer, des Raupinger, des Köffel, des Hahn —“

„Ei, da ist ja bald das ganze Tierreich vertreten —!“

„Ist eh so, Herr Pfarrer — ist eh so! Ja ja! Ha ha!“

„Wenn sie einander nur gute Nachbarn sind, nicht wahr? Drum sollten wir eigentlich nicht über sie lachen.“

„Na, es tuts, Hochwürden. Wir kommen so weit ganz gut miteinander aus.“

„Nun also. Das ist mir angenehm zu hören. — Ich hatte Sie doch nicht etwa von der Arbeit ab, Herr Huber?“

„Aber, Gott, nein! Jetzt haben wir Feierabend. Da ist mir's recht angenehm, bei einer Pfeife Tabak zu plaudern, und gar mit dem Herrn Pfarrer! Gelt, Kettl? Ich hab' nämlich meinem Weib gerade erzählt von der Predigt — weil sie gar so viel schön war — so recht auferbaulich, das tut unseren Leuten gerade Not. Denn der gottselige frühere Herr Pfarrer war halt schon ein alter Herr und zu gut für sie.“

„Brauchen sie denn stärkere Töne?“

„Es kann zuweilen nicht schaden, namentlich den jungen Leuten, die sind halt mitunter ein wenig übermütig. Schlecht ist keiner, das will ich damit ja nicht sagen, aber gelegentlich muß die Streu doch aufbeutelt werden, damit sie sehen: es ist ernst, — und dazu, glaub ich, wären Hochwürden just der rechte Mann.“

„Und was ist denn besonders zu rügen? Ich kenne mich in den Ortsverhältnissen natürlich noch nicht so gut aus, und so wäre mirs recht angenehm, wenn Sie, Herr Huber, mir da ein klein wenig an die Hand gehen wollten.“

„Warum denn nicht? Aber Namen nenn ich keinen!“

„Das ist nicht notwendig. Mir genügen Tatsachen. Sind einige vielleicht locker im Glauben?“

„Na also das am Ende —“

„Oder kommen Streitigkeiten vor?“

„Streitigkeiten? Nein, damit ist's vielleicht auch nicht so arg; höchstens, daß sie bei irgend einem festlichen Anlaß zu raufen anfangen, das dauert aber für gewöhnlich nicht lang, weil derjenige, der einmal die Hiebe aufgezählt hat, in der Regel nachgibt —“

„Nun, was denn sonst? Sprechen Sie nur ganz frei, ich werde Sie nicht verraten, Herr Huber.“

„Nun, deswegen — das weiß ich schon.“

„Kommen Diebstähle vor?“

„Nein, Hochwürden, das muß man ihnen lassen — gestohlen wird nichts.“

„Nicht? Na, das ist doch immerhin etwas. Ich hatte schon befürchtet, daß Sie mir in dieser Beziehung etwas mitzuteilen hätten.“

„O nein, Alles, was recht ist. Ehrlich sind sie. In dieser Hinsicht kann man Keinem etwas zur Last legen. Aber schauen Sie sich einmal um, Herr Pfarrer!“

„Nun? Geht dort nicht jemand?“

„Sehen Sie nur genau hin.“

„Ich sehe. Ja. Es sind ihrer Zwei, nicht wahr?“

„Freilich sind es ihrer Zwei!“

„Warum machen sie diesen Bogen, der Weg führt doch hier vorüber?“

„Das ist es eben, Hochwürden! Da geht der Weg, und sie gehen drüben, treten den Kühen das Futter nieder!“

„Wer ist es denn?“

„Keinen Namen, Hochwürden! Das hab ich mir ja ausbedungen.“

„Und warum gehen sie nicht hier? — der Weg ist doch viel kürzer!“

„Darauf kommt es ihnen nicht an. Sie glauben nämlich, wenn sie drüben vorbeischieben, hat niemand auf sie acht und ist nicht imstande, mit Bestimmtheit zu sagen: das ist Der und Der!“

„Und wohin gehen sie?“

„Alle nach einer Richtung, Herr Pfarrer!“

„Ja, tun das andere auch?“

„Aber freilich! Am Bentschbühel fängt doch erst der Wald an, es ist ja sonst kein Gehölz in der Nähe!“

„Ach so! Ich verstehe.“

„Die ganzen verliebten Leute pilgern paarweis dorthin!“

„So so! Wie heißt die Stelle? ich habe Sie nicht gut verstanden.“

„Bentschbühel, sagen wir.“

„Bentschbühel? Was ist das für ein Wort?“

„Ja, genau weiß ichs wohl nicht. Bühel, nun das ist so eine Art Hügel.“



Über die Kornfelder her schritt langsam und bedächtig eine dunkle Gestalt.

„Ja, das verstehe ich schon. Ich erinnere mich auch an einen großen, stufenförmig aufgebauten Hügel am Waldrand.“

„Das ist eben der Bentschbühel.“

„Ich hielt den Hügel für eine alte Schanze.“

„Der Schullehrer sagt, es sei ein Erdwall, der noch von den alten Heiden herrühre, nach der Schrift heißt er auch Hausberg.“

„Ei da bringen sie mich auf einen guten Gedanken! Jetzt wird mir gleich die Bedeutung des Wortes klar! Bentsch leitet sich gewiß von Venus her. Venus aber war die heidnische Göttin der Liebe.“

„Ja ja. Man erzählt sich allerhand davon. Aber es wird wohl das meiste nicht war sein.“

„Gehen viele Paare zum Bentschbühel, zum Venusberg?“

„So ziemlich alle, die noch nicht eingesegnet sind; denn wer einmal getraut ist, hat ein solches Versteckspielen nicht mehr notwendig.“

„Gut. Darüber läßt sich reden. In der nächsten Predigt will ich —“

Da fällt die Huberin dem Geistlichen ins Wort:

„Aber, Hochwürden, verraten sie uns ja nicht!“

„Ich habe es doch selbst gesehen! Fürchten sie nichts, liebe Frau!“

II.

„Kosel, noch eine Maß Bier, aber schenk christlich ein, der neue Pfarrer kanns einmal nicht leiden, wenn die Leute heidnisch sind und ihren Nächsten gegenüber die schuldige Rücksicht vergessen, hast gehört?!“

Mit diesen Worten schwenkt der Reiter-Sepp sein Bierkrügel im Gemeindegasthause am Sonntag nach der Predigt. Ein Schwarm anderer Burschen, der eben herzutritt, umringt ihn sogleich. Auf dem Platze vor der Kirche herrscht ein buntes Treiben; denn fortwährend strömen neue Beter aus der Kirche. Da und dort bilden sich Gruppen, aber sie lösen sich gleich wieder auf. Der gewohnte Sonntagsplausch unterbleibt diesmal.

Erst allmählich füllt sich das Wirtshaus, die Alten rücken zusammen, die Jungen, die Weiber und die Mädchen. Jede Gruppe hat ihren eigenen Tisch. Aber es will keine rechte Gemütlichkeit aufkommen, ein bisher unbekanntes Mißbehagen scheint die Leute besorgen zu halten. Ein Mißbehagen, das Sepps lauter Zuruf nicht zu bannen vermocht hatte.

Da schlägt er ungeduldig auf den Tisch.

„Na, Franzl, was ist denn heut mit dir? Liegt dir die Predigt so hart im Magen?“

Der Franzl rückt sein Glas hin und her, schaut bald den, bald wieder jenen an, lächelt verlegen und — schweigt.

„Seid keine solche Duckmäuser,“ murret Sepp.

„Rudl, red' wenigstens du!“

Aber auch Rudl zieht es vor, sich still zu verhalten.

„Lauter Heiden!“ spottet Sepp. „Lauter solche, die zum Bentschbüchel gewallfahrtet sind!“

„Oho!“ rufen die beiden zugleich. „Das ist damit nicht erwiesen!“

Diesen Vorwurf möchte doch Keiner auf sich sitzen lassen.

„Dann redet, sonst könnt' man leicht glauben, die Predigt hätte euch gegolten!“

Da gucken vom Tische der Mädchen verstohlen ein paar neugierige Augen herüber:

„Was ist denn los?“

„Ja ja, schaut nur, euch geht es auch an! Jetzt könnt ihr leicht bußfertig tun, weil euch der Herr Pfarrer einmal die Meinung gesagt hat — seht ihr — mich kann das nicht berühren, ich weiß mich rein!“

„Bist auch schon ein alter Has, mein lieber Sepp, dich schaut gewiß keine an, denn wenn es auf dich allein ankam, du ließeßt dich wohl von keiner lang bitten!“

„Wer weiß es! Höchstens, wenn eine schier recht sauber und lebfrisch wär, dann könnt ich mirs am Ende noch überlegen und Ja sagen —“

Da neckt es vom Mädchentisch herüber:

„Na wart halt, bis eine kommt, der du taugt!“

Damit ist die gute Laune wieder hergestellt. Alles lacht und schwätzt durcheinander. Sepp stopft sein Pfeiflein, steckt es in Brand und bläst den Rauch in großen Wolken zur Decke.

„Wissen möcht ich nur,“ hebt er von neuem an, „wie denn der Pfarrer auf die Sach' verfallen ist! Hat er einmal jemand am Bentschbüchel gesehen? oder ist es ihm hinterbracht worden? — weiß der Teufel, woher er das hat! Aber das muß man ihm lassen: eine solche Predigt hört sich gleich ganz anders an. Ja, der versteht's halt!“

Ein alter Bauer meint:

„Mir war der alte Pfarrer lieber, das muß ich frei sagen —“

„Ja, gelt, da hast du bei der Predigt allemal schlafen können, was? — und das war dir gerade recht!“

„Der hat sich mehr an's Evangelii gehalten —“

„Der jekige geht vom Leben aus, und das liegt uns näher. Hast nicht bemerkt, wie sie alle dagesehen sind und Keiner sich gemückt hat? O, er hat seine Sach' gut gemacht. Das Gleichnis mit der Frau Venus, das stimmt!“

„Aber wir sind doch keine Heiden!“ äußert sich ein anderer.

„Es hat noch kein Einziger was von der alten Heidin, der Venus, gesehen, und jetzt auf einmal sollte sie drinnen im Berg sein und in den Nächten ihren Umzug halten?“ ruft ein Bierter.

„Wahr ist's!“ bekräftigt der Fünfte. „Ich hab' sie auch noch nicht gesehen!“

„Nicht?“ fragt Sepp.

„Bist du ihr etwa schon begegnet, weil du so fragst? Du liest ja allerhand Zeug, vielleicht weißt du was Näheres von ihr, Sepp?“

„Könnte leicht sein!“ versetzt dieser. „Könnte

leicht sein, daß ich mehr von ihr weiß, als ihr alle miteinander!"

Wieder ruft es vom Mädchentische herüber: „Mir scheint, der Sepp kennt sich am Bentschbühel besonders gut aus!"

„Ja," erklärt ein Graubart. „ich hab auch schon viel erzählen hören von der Frau Venus."

„Wie schaut sie denn aus, Sepp? — Wann bist du ihr denn begegnet? — Ist sie alt oder jung?" fragen viele Stimmen durcheinander.

„Über diesen Punkt gebe ich keine Auskunft," erwidert Sepp mit eiserner Ruhe.

„Aha, er kneift aus!" lacht Rudl.

„Das gibts nicht!" brummt Franzl, „erzähl, erzähl! Was weißt du von ihr, halt uns nicht zum Narren!"

„Der Pfarrer hat euch gesagt, was ihr zu wissen braucht, und das ist genug."

„Er weiß nämlich nichts," höhnt Rudl. „Geh, Firmian, rede du!"

Der Alte kraut sich bedächtig hinter den Ohren: „Mir hat es mein Großvater erzählt — es ist schon was dran —"

Wieder lichern die Dirndln.

Sepp raucht eifrig seine Pfeife weiter:

„Es ist doch merkwürdig, daß gerade die Waldschleicher so wenig von der Frau Venus wissen!"

Ein Dirndl spottet:

„Nun, vielleicht weiß der Pfarrer mehr!"

Sepp schlägt mit der Faust in die Luft:

„Ich sag euch nur soviel: ihr werdet nicht eher glauben, als bis Einer der Frau Venus gründlich ins Garn gegangen ist, Einer, der sichs gar nicht versehen hätte — solchen passiert das am allerehesten!"

Einer spielt sich auf den Mutigen hinaus:

„So arg wirds doch nicht sein!"

„Versuchs nur!"

„Vielleicht findet Einer einen Beutel Geld — nun, und ist das was Schlechtes?"

„Mußt halt vorerst suchen!"

Der alte Firmian meint auch, ein Beutel Geld wäre immerhin etwas Nützliches. Nach mehr verlange er nicht.

„Geld! Haha! Daß ich nicht lach! Da müßt Einer schon ein ausbündiges Glück haben! Die Meisten setzen bei dem Spaß ihr Geld zu!"

„Das wär doch nicht übel!"

„Nun, glaubst du's vielleicht nicht?"

„Geh zu! Die Frau Venus wird sich nicht lumpen lassen!"

„Denkt nur immer an das Andere!"

„An was?"

„An das Andere!"

„An was für ein Anderes?"

„Von dem der Pfarrer gepredigt hat!"

„Hat er noch von was gepredigt?"

„Aha! Hast schon wieder nicht aufgepaßt!"

Dann geh nur weiter zum Bentschbühel! Wirft es schon sehen!"

„Ich war ja nicht dort!"

„Ei, da schau her! Am Ende ist gar Keiner hingegangen!"

Da erhebt sich ein Bauernbursche und sagt laut, damit alle es vernehmen:

„Was redet ihr da so viel! Das Einfachste ist, wir überzeugen uns selber einmal, was denn dort eigentlich los ist!"

„Ja, ja," bekräftigen mehrere „das wird wohl das Gescheidteste sein."

„Und wie wollt ihr denn das machen?"

„Wir rotten uns zusammen in einer mond- hellen Nacht, gehen hin, und da wird sich ja zeigen, was an der Sache Wahres ist!"

„Freilich," entgegnete Sepp, die Frau Venus wird euch gleich aufwarten, wenn ihr kommt! Sie wird schon dort stehen und sagen: „Ah, da sind ja meine lieben Dörfler, grüß euch Gott, kommt nur herein! Ja macht es nur so! Dumme genug seid ihr dazu!"

Franzl erklärt, es müsse etwas unternommen werden; die Gemüter seien so erregt, daß man der Sache auf den Grund gehen müsse. Geschehe dies, auf welche Art immer. Da man jetzt gerade so schön beisammen sitze, wäre die beste Gelegenheit geboten, schlüssig zu werden. Er glaube selbst, daß nur ein Einzelner etwas ausrichten würde, es käme nur darauf an, den richtigen Mann zu finden.

„Sucht ihn nur!" meint Sepp.

„Du höhnst uns lange gut! Wir wollen sehen, was es dort gibt, nicht wahr? Ob die Frau Venus wirklich da ist oder nicht!"

„Aber, im ganzen Ort geht sie herum, daß ihr's nur wißt! Es sind doch alle wie besessen! Mitten unter euch ist sie!"

„Das ist nicht möglich! Also, wer unternimmt es, sie zu suchen?"

Keine Antwort.

„Du, Franzl?"

„Ich nicht!"

„Wer denn, also? Du, Rudl?"

„Ich such nicht!"

„Schämt euch! Jetzt auf einmal getraut sich Keiner! Ja, auf solche Weise kommen wir dem Spud nicht auf die Spur! Einer muß gehen!“

„Freilich muß einer gehen!“ — darüber waren alle einig.

„Nun, wer geht?“

Tiefes Schweigen. Einige suchten ihre Verlegenheit im Bierkrug zu extränken, die anderen machen es ihnen allmählich nach. Melden mag sich niemand.

Franzl schlägt vor, das Los entscheiden zu lassen.

Der alte Firmian sagt, das wäre eine Schande; die jungen Leute seien doch sonst nicht feig, er begreife nicht, warum sich jetzt Keiner zu einem mannhaften Gang entschließen wolle.

„Ja, und wenn uns dann etwa der Teufel holt!“ ruft einer.

„Der Ferdl war sonst immer der Mutigste, er ist auch sonst ein ganz fecher Kerl; ich mein halt, dem würde sich die Frau Venus am ehesten zeigen!“

Aber Ferdl springt schon auf:

„Ja, warum denn gerade mir!“

„Der Ferdl ist der Rechte!“ rufen die Übrigen, froh, endlich einen mit der leidigen Sendung bedenken zu können.

„Ferdl, du bist es! Du mußt gehen!“

„Ich geh aber nicht!“

„Hilft alles nichts! Du mußt, du bist gewählt! Der Ferdl geht!“

Alle stimmen zu:

„Ja, der Ferdl ist der Rechte!“

So drängen sie ihm trotz seines Widerstrebens den Gang auf.

Noch bedenkt er sich. Noch wirft er einen Blick hinüber zum Mädchentisch, einen langen, fragenden, zaghaften Blick.

Mit einem Male faßt er einen jähen Entschluß:

„Gut; ihr sollt mich nicht umsonst gewählt haben! Ich gehe! Nächsten Samstag ist Vollmond — um die Mitternacht bin ich beim Bentschbühl!“

„Wacker, Ferdl! Das ist eine Rede! Und am Sonntag erzählst du, was dir begegnet ist! Sollst dafür freie Beche haben!“

III.

Der Samstag Abend ist da. Ferdl hat während der Woche den Nacken stolz erhoben getragen, und keine menschliche Seele merkt, wie wenig

heiter ihm eigentlich zu Mut ist. Wenn jemand ihn fragt, ob er nicht doch ein bißchen Angst verspüre, wirft er den Arm in die Luft und meint: „Ich nicht!“ Daß die Aufmerksamkeit des ganzen Dorfes nun auf ihn gerichtet ist, schmeichelt ihm sichtlich, im übrigen aber wünscht er doch den Sonntag mit Ungeduld herbei, dies nicht bloß wegen der ihm in Aussicht gestellten freien Beche, als vielmehr, weil dann jede Gefahr überstanden wäre. Das aber hat er sich im Stillen geschworen: an seine Venusjuche sollten sie denken und mit Schaudern bis ins neunte Glied erzählen, wie viel die Beche des Ferdl gekostet habe! Zu Bettlern trinken will er sie! O, er wird es ihnen schon zeigen!

Weils aber am Ende doch nicht schaden kann, wenn er sich gegen den Teufelsput gehörig wappnet, hat er der Besper beigewohnt und andächtig für das Heil seiner Seele gebetet. Auch beim Schulmeister, der für einen ernsthaften und erfahrenen Mann gilt, hat er sich Rats geholt und von ihm mancherlei erfahren, was ihm bei seinem nächtlichen Beginnen nur von Nutzen sein kann. Der Schullehrer mußte dem Ferdl haarklein und umständlich die ganze Geschichte von der Frau Venus erzählen, bis der Bursche sich genügend sicher fühlte, ihr mannhaft gegenüberzutreten. Da er aber dem Lehrer doch nicht so ganz traute, verschwieg er ihm, zu was Ende er das ganze Zeug wissen wolle.

Ehe Ferdl sich auf den Weg begab, überlegte er noch einmal genau das, was über die Frau Venus im Volke umgeht.

Sie soll eine schöne, wunderschöne Frau sein, in allen Teufelskünsten erfahren. Durch ihre ewige Jugend und Schönheit macht sie Jeden, der ihr begegnet, kirre; sie lockt ihn näher und immer näher und stachelt seine Verblendung durch allerlei Schätze, die sie ihm weist. So erscheint sie am Eingang ihrer Höhle, strahlend vor Glanz und Huld. Und wer ihr folgt, den führt sie zu sich in den Berg, . . . der Eingang fällt zu, und er bleibt ihr verfallen auf immerdar. . . .

Ferdl denkt: das wäre alles recht schön, bis aufs Drinnenbleiben. Eine Nacht bei ihr im Berge sein hätte manches für sich — wenigstens wüßte er, wie es drinnen aussieht, und vielleicht ließe sie doch mit sich unterhandeln; denn auf ein paar Goldstücke mehr oder weniger käme es einer so reichen Frau gewiß nicht an. Aber am Morgen sollte sie ihn doch wieder entlassen; wenn ihr Umgang danach wäre, könne er ja gelegentlich wiederkommen — aber ständig bei ihr

zu bleiben, ist dem Ferdl doch des Guten zu viel; er ist ja sonst eine viel zu bescheidene Natur, als daß nach solchem Überschuß sein Trachten stünde.

Während der ganzen Woche hat sein erregtes Gehirn daran gearbeitet, sich einen leidlichen Plan zurechtzulegen. Sein Lebtag hat Ferdl nicht so viel nachgedacht, als in diesen letzten Tagen. Er ist sich eben vollkommen klar darüber, was auf dem Spiele steht. Wenn sich die Sache nur mindestens so weit regeln ließe, daß er heil daraus hervorginge, ohne dabei des Angenehmen entraten zu müssen!

Da — im letzten Augenblick — stellt sich ihm ein Gedanke ein, der Sieg verheißt. Ja ja, es ist nicht anders möglich, dem Ferdl hält die Frau Venus doch nicht Stand, sie wird an ihm ihren Meister finden!

Er wird, wenn sie erscheint, ihr folgen bis zum Eingang. Den einen Fuß tut er in die Höhle, den andern aber läßt er hübsch draußen: man muß auf den Rückzug bedacht sein! Nun wird sie locken — wird bitten, schmeicheln, versprechen, und dies wird für ihn der Augenblick sein, wo er mit ihr regelrecht zu unterhandeln anhebt. Sollte sie nicht nachgeben und darauf verharren, daß er vollends in den Berg eintrete, gut, so wird er sich auch hiezu verstehen. Die Geschmeide und Edelsteine liegen wohl ohnehin frei umher, denn, ist dies nicht der Fall, geht der Ferdl nicht hinein — keinen Schritt! Er traut nicht weiter, als er sieht. Ist er aber einmal drinnen, so steckt er fleißig ein. Warum nicht, wenn genug da ist?! Und sind die Taschen gefüllt, dann bedankt er sich höflich und sagt: So, jetzt wären wir fertig, jetzt geh'n wir wieder! Da wird sie nun wohl ungeduldig werden und schreien: „Mein Ferdl, du bleibst da!“ Hilft ihr nichts! Sie muß ihn freigeben, denn der Ferdl der ist gar ein Feiner, er kennt sich aus im Verkehr mit dergleichen Weisen, er ruft nur: „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn!“ — und geschehen ist's! Da verliert sie alle Macht, und er schleicht davon. Mit den Schätzen natürlich! Mein Gott, immer kann der Mensch nicht ehrlich sein!

Das ist sein Plan.

Mit höher schlagendem Herzen tritt eine halbe Stunde vor Mitternacht der Burische seinen Gang an.

Über dem Dorfe steht voll und klar der Mond. Sein sanftes Licht gleitet weit über die Felder hin, bestrahlt die Dächer und Mauern und taucht alles in eine Helle, daß man eine

Silbermünze am Boden funkeln sehen müßte. Jedes Steinchen am Weg, jeder Grasbüschel ist wahrnehmbar, und vor dem Dorfbrunnen glitzern die Wasserlachen im webenden Mondlicht. Ernst und schweigsam steht die Kirche da. Das Mondlicht strahlt in den Turm, Ferdl sieht die Glocken darin hängen, die er als Bube oft genug geläutet hat. Ein wenig bange ist ihm doch und er wiederholt sich immer wieder den Spruch von den guten Geistern, damit er ihn nur ja nicht vergäße. Das wäre eine schöne Bescherung, wenn sich der Berg für immer hinter ihm schloße!



Eine Gestalt steht vor ihm.

Wegen der Trennung von den Kameraden wär's am Ende nicht, er würde schließlich sogar die Zeche verschmerzen, auf die er sich schon so sehr gestreut hat. Nur ein Gedanke fällt ihm schwer aufs Herz. Er wagt nicht ihn auszudenken.

Übrigens — warum nicht?! Was berechtigt ihn zu irgendwelcher Hoffnung? — Dummheiten! Alles Dummheiten! jagt er sich still. Er war ein Narr, wenn er an etwas glaubte, das sich ihm gar nicht verhieß.

Und er tritt weiter.

Beim letzten Hause des Dorfes hat er sich zu melden. Dort wohnt Sepp, der darüber zu wachen hat, ob Ferdl auch wirklich seine Sendung erfülle. Die Kameraden mochten ihm in dieser Hinsicht doch nicht so ohne Weiteres vertrauen.

Als der wackere Venusfucher bei dem Hause anlangt, steht Sepp schon draußen.

„Na, bist du da, Ferdl?“

„Ja.“

„Also geh nur weiter, es ist bald Mitternacht. Der Mond steht heut Nacht schön da, ich kann dich mit den Augen verfolgen bis hin. Glück zu, Ferdl! Solltest du in einer Stunde nicht zurück sein, so werde ich halt nachschaun.“

„Ist mir recht. V'hüt Gott derweil!“

„V'hüt dich Gott!“

Und Ferdl geht den Steig, der sich ein wenig nach aufwärts wendet, gemach hinan. Auf halbem Weg wendet er sich um, zu sehen, ob Sepp ihn auch wirklich beobachte. Ja, er steht inmitten der Straße und blickt ihm unverwandt nach. Ein Entrinnen ist also ausgeschlossen.

Die Brust des Burschen arbeitet gewaltig. Vor seiner Seele erwacht das Bild einer wunderhohen Frau in Gewanden, die eitel Silber sind. In ihrem gülden Haar erstrahlt ein Diadem, wie seine Augen dergleichen noch nie geschaut. Sie geht nicht, sie gleitet — schwebt. Keine Blume, keinen winzigen Grassalm knickt ihr Fuß. Und ihre Augen, Augen von einem Glanz und einer Tiefe, daß ihm ganz wehe wird, wenn er sie anblickt, ruhen unverweilt auf ihm. Eine jagende Angst quillt auf in ihm: Er wird sein Sprüchlein vergessen! Und wenn er es auch behält, so kann er es doch nicht aussprechen, nicht vor ihr, die mit ihrem milden, silbernen Glanz sein Denken so demütigt, daß er jeden Augenblick vor sie hinfinken zu müssen glaubt. Und sein Sinnen hatte sich erkühnt, zu hoffen, daß er von ihren Schätzen nehmen würde! — Sie scheint zu lächeln, zu winken — ihre Hand ist so helle, so wunderzart — aus ihren Augen strahlt und leuchtet es — — —

„Da hast mich, Frau Venus —!“

Als Ferdl wieder ausblickt, erschrickt er über seine Gedanken. Das war sie ja gar nicht, das war ja bloß Einbildung, ein Spiel seiner Sinne!

Noch ein paar Schritte, und er hat den Bentschbühl vor sich. Die Nacht ist so klar, daß er bereits die terrassenförmige Gestaltung des Hügels wahrnimmt. Ja, ganz deutlich: die erste Stufe, darüber die zweite, endlich die dritte. Aus dem Hintergrunde schattet das Wäldchen. Aber so scharf er auch hinspäht, von der Frau Venus will sich nichts zeigen. Der Hügel weist nicht den kleinsten Spalt.

Schon fürchtet er, umsonst gekommen zu sein und hält still.

Was ihm die Phantasie vorgepiegelt hat, war ja so reizend, so unvergleichlich gewesen,

daß er keinen höheren Wunsch mehr kennt, als ihr, der leibhaftigen Frau Venus, zu begegnen. Was kümmert es ihn, ob sie Heidin ist oder nicht, er sieht nur das Reine und Golde.

Ein ungewohntes Bangen überkommt ihn da: wenn er vielleicht doch nicht der Rechte wäre! Er begehrt das Außergewöhnliche und haftet am Gemeinen! Um das Gold war ihm zu tun gewesen! . . . Ferdl, was bist du für ein erbärmlicher Wicht! . . . Er kommt sich in diesem Augenblick so niedrig, so schmutzig vor, daß er am liebsten davonlaufen und im Geheimen inbrünstig um die Gnade werben möchte, des Anblicks der Göttlichen würdig zu werden. Allein, ihn bindet das Versprechen. Und gerade jetzt ist es ihm klar geworden, daß nur derjenige des Hohen teilhaftig werden kann, der es mit reiner Seele sucht.

Mit einem Mal schrickt er zusammen.

Was war das für ein Geräusch?

Wie ein Wühlen und Scharren hat es geklungen!

Kalter Schauer überläuft ihn. Er steht wie festgebannt.

Da ist es schon wieder still.

Mit hochklopfendem Herzen schleicht er die Längsseite des Hügels ab.

Da scharrt es wieder.

Von neuem hält er still und lauscht, bis das Geräusch wieder verstummt.

Run läuft er um den Hügel herum.

Da fällt eine Haue zu Boden, und eine Gestalt jagt an ihm vorbei ins Gehölz.

„Das war der Firmian!“ murmelt Ferdl.

„Er hat nach Schätzen gegraben.“

Schweigend steht er da und starrt in die Richtung, nach welcher der Alte davongeeilt ist.

Hoch über den Bergen und Hügeln steht der Mond und gießt wie aus silberner Schale die Milchflut seines Lichtes über die Erde.

Der Bursche schickt sich an, den Böhel hinabzusteigen.

Da — —

Ein leiser, ganz leiser Ruf:

„Ferdl!“

Aus dem Walde klang es und mit so zägender Sanftheit, daß dem Burschen der Atem stockt. Aber er sieht nichts, wie sehr sich seine Augen auch mühen mögen. Firmian kann es nicht gewesen sein, nein, es war eine Frauenstimme. Eine Aufregung bemächtigt sich seiner, die ihn unfähig macht, auch nur einen Laut von sich zu geben. Zögernd und voll tiefer Beklommenheit blickt er rasch zur Erde nieder, um zu sehen, ob

sie sich nicht etwa öffne. Leise stampft er mit dem Fuße auf. Aber der Büchel gibt nicht nach. Und dennoch! Die Stimme! Die Stimme! Kein Zweifel, sie ist in seiner Nähe, sie beobachtet ihn — er hat ihren Ruf gehört!

Langsam steigt Ferdl den Abhang wieder hinab. Es leidet ihn nicht länger oben, der Boden scheint nachgerade unter seinen Füßen zu brennen.

Wenn es vielleicht doch nur Täuschung war! Aber das ist ja nicht möglich, er hat den Ruf so deutlich gehört!

Er wendet sich um.

Nichts zu sehen!

Vor ihm liegt die Haue, die Firmian von sich geschleudert hat. Ferdl bückt sich, um sie vom Boden aufzuheben, da — — hört er — es — hinter sich, — wie es — nähererschleicht —!

Er springt auf.

„Ferd!“

Eine Gestalt steht vor ihm. Eine weibliche Gestalt.

Die Haue entfällt seinen Händen.

„Ferd!“

Es ist die Stimme von früher. Aber die Frau Venus —?! Wo ist das silberne Gewand —?

„Ferd, beruhige dich, ich bins —“

Er atmet auf und traut seinen Augen nicht.

„Ich, die Venerl vom Gruber — sei nicht böß — aber —“

„Du bist es!“ Jessas! die Venerl! Wie kommst du her?!”

Und er reißt das Mädchen stürmisch an seine Brust.

Sie verbirgt ihr Gesicht.

„Sei nicht böß, Ferdl — wenn ich dir immer ausgewichen bin — aber ehevor ich dich der Frau Venus geb’, nehm ich dich lieber selber — müßt nicht böß sein — ich hätt’ halt aufmerkjamer sein sollen gegen dich!“

„Venerl! gutes, liebes Venerl!“

Sie waagt noch immer nicht, ihn anzusehen. Er ergreift ihre Hände und preßt sie innig.

„Schau, Venerl, warum hast du mich dann so lang zum Narren gehalten, ich hätt’ mich jetzt leibhaftig der Frau Venus verschrieben —“

„Ja, und das hab’ ich so gefürchtet, drum bin ich ja gekommen, damit du keine Dummheit machst, Ferdl — ich hab’ gesehen, daß du wirklich hergehen willst, und das hat mir eine solche Angst eingejagt — ich kann gar nicht sagen, wie —“

„Hast du schon lange gewartet?“

„Über eine Stund. Aber das macht ja nichts —“

„Nein, so eine unverhoffte Freud!“

„Ferd, ich fürchte nur —“

„Geh, wovor fürchtest du dich denn, ich bin ja doch bei dir, Venerl —“

„Am Ende hättest du doch die Venus lieber gehabt —“

„Geh zu! Bin froh, daß ich dich hab’!“

Und er gibt ihr wie trunken den ersten Kuß. „Dann laß uns aber gehen, Ferdl, das ist so ein schauerlicher Ort!“

„Aber, Venerl, wirst dich doch nicht mehr fürchten!“

„Gehen wir, ich bitt’ dich, gehn wir — man kann nicht wissen, ob sie nicht doch noch kommt — Warum hast du denn auch den Gang übernommen! Das war nicht schön von dir, Ferdl.“

„Sag mir, was ich hätte machen sollen! Du warst immer so scheu mir gegenüber —! Ich hab’ dich noch angeschaut, damals im Wirtshaus, als davon die Rede war, daß ich hergehen sollte — du aber hast, ohne dich zu rühren, mich in einem fort angestarrt. Nur ein ganz klein wenig hättest du zu nicken brauchen — und sie hätten umsonst gedrängt. Aber weil du dich gar nicht gerührt hast, hab’ ich gedacht: jetzt ist mir alles Eins! und bin gegangen. Du schaust mich ja gar nicht an, Venerl; was ist denn das?“

„Da, Ferdl, ich schäm’ mich jetzt so — ich hätte eigentlich doch nicht kommen sollen — weil — weil es doch so aussieht, als wär’ ich dir nachgerannt —“

„Laß dich nicht auslachen! Hast du mich denn nicht lang genug zappeln lassen, wie?!”

„Glaubst du nicht, daß sie noch kommen könnte?“

„Wer?“

„Nun, die Venus.“

„Die Venus? Aber nein!“

Da ruft eine derbe, fröhliche Stimme dazwischen:

„Macht keine Geschichten! Sie ist eh da!“

Das Paar fährt erschreckt auseinander.

Da Ferdl in der Gestalt aber den Sepp erkennt, faßt er sich sogleich wieder:

„Na, Sepp, du schaust mir zwar nicht danach aus, als ob du die Frau Venus wärst!“

„Das ist auch gar nicht notwendig. Aber da ist sie. Gerade zuvor hab’ ich’s schnalzen gehört, und das ist allemal ihr sicheres Zeichen.“

Venerl versucht, errötend auszureißen. Ferdl gibt sie jedoch nicht frei. „Bleib nur da, Venerl,

über kurz oder lang verkündet ja so wie so der Pfarrer von der Kanzel, daß wir beide ein Paar werden wollen, gelt?"

"Da kann ich mich gleich als erster, der Glück wünscht, einstellen!" lacht Sepp wieder. Nun, ich meins von Herzen. Erzähl' nur morgen im Wirtshaus dein Erlebnis, Ferdl; kannst ruhig sagen, die Frau Venus gehe noch immer um und denke nicht daran, so bald ihr Treiben einzustellen — jühr dich als Beispiel an! Und trink nur auch wacker dazu, die Zeche müssen trotzdem die anderen bezahlen, weil du ja doch hierhergegangen bist. Bei deiner Hochzeit kannst du sie ja wieder schadlos halten."

"Gut. Ich bin's zufrieden. Das wird ein Hauptspaß sein!"

"So, jetzt geh ich aber. Bin ja bloß gekommen, um nachzuschauen, ob du noch lebst und gesund bist. Nun, so viel mich dünkt, läßt dein Befinden nichts zu wünschen übrig!"

IV.

Es ist am Sonntag nach der Predigt.

Im Wirtshaus herrscht reges Treiben. Alle jungen Leute sind versammelt, um aus Ferdls Mund den Bericht über die vergangene Nacht entgegenzunehmen. Sepp war schon am frühen Morgen um Mitteilungen bestürmt worden; doch er hat nichts verraten. Nur so viel war ihm anzumerken, daß dem Ferdl etwas ganz Seltsames begegnet sein müsse.

Alle haben sich eingefunden, nur die Hauptbeteiligten fehlen noch.

Rudl poltert schon vor Ungeduld:

"Wo steckt denn der Ferdl! Uns so lange warten zu lassen! Der Sepp ist auch noch nicht da, mir scheint, die tun uns das mit Absicht! Das ganze Bier wird uns warm inzwischen!"

"Er wird halt lang ausgeblieben sein die Nacht," tröstet Franzl — "und so schläft er sich vorerst aus."

Endlich erscheint Sepp und wird mit lautem Zuruf begrüßt. Aber er läßt kein Wort aus sich herauslocken, mögen sie nun fordern oder schmeicheln. Ernst, bedächtig, setzt er seinen Stock in die Ecke und schaut weder nach rechts noch nach links. Mit gedankenvoller Miene setzt er sich an den Tisch.

"Also, was soll denn das Geheimnis, seid keine solchen Mucker! Wo ist der Ferdl!" beginnt Rudl. "Die Frag' wird Einem doch wohl verlaubt sein!"

Sepp sieht ihn an:

"Warum denn nicht? Frag zu!"

"Dann sei aber so freundlich und gib Antwort!"

"Was willst wissen?"

"Wo der Ferdl bleibt!"

"Such' ihn halt, dann weißt du's!"

"Fader Kerl! Bist ein fader Kerl!"

"Neugierig seid ihr nicht, was? Gut, ich will ein Einsehen haben: er ist beim Pfarrer!"

"Aha," meint Franzl, "gewiß erzählt er ihm, was er gesehen hat."

"Kann schon sein," gibt Sepp trocken zu.

Eine Weile ist es ganz still.

"Wir müssen für den Ferdl einen Platz frei lassen," mahnt Rudl.

"Rückt ein wenig auseinander!"

"Das ist zu wenig," erklärt Sepp.

"Oho! Ist er so dick geworden über Nacht?"

"Laßt nur mehr Platz frei!"

"Oder bringt er vielleicht gar die Frau Venus mit?"

"Man kann das nicht wissen."

"Geh, lüg nicht!"

"So was gibt's nicht!" bekräftigt nunmehr auch Franzl.

Da tut sich die Türe auf, und Ferdl tritt herein.

Ein Lärm bricht los, daß Keiner mehr das Wort des Nachbarn zu verstehen vermag, alle umringen und bestürmen ihn. Sepp winkt mit der Hand:

"Erst laßt ihn niedersitzen!"

Und Ferdl setzt sich.

"Also wie wars? Hast du sie gesehen? — Wie schaut sie aus? Bist gewiß umsonst hingegangen! — Erzähl! Erzähl!" schallen die Stimmen durcheinander. Ferdl hält sich die Ohren zu.

"Schreit doch nicht so; wenn alle zugleich fragen, kann ich nicht antworten."

"Erzähl, wie es hergegangen ist!" drängt Rudl.

"Nein, das dauert uns zu lang!" bemerkt ein anderer. "Er soll gleich sagen, ob er wen getroffen hat oder nicht! Erzählen kann er später!"

"Ja", meint ein Dritter, "das'jeb' glaub' ich auch. Zuerst nur das Eine, erzählen kann er später!"

"Meinetwegen, so soll er vorerst nur sagen —"

"Ob überhaupt was los war?"

"Nun" ergreift unter lautloser Stille Ferdl das Wort, "diese Frage kann ich ruhigen Gewissens mit Ja beantworten."

"Wirklich?"

Einer blidt den Anderen an. „Ich hab' mir's doch gleich gedacht!“

Franzl wendet sich an Sepp:

„Aha! Wer hat denn Recht behalten? Du hast uns ausgelacht und gehöhnt! suchst nur! Nimmst du's jetzt zurück?“

„Nichts nehm' ich zurück!“ entgegnete Sepp.

„Der Ferdl soll weiterreden!“ ruft Rudl.

„Ja! Erzähl! Erzähl!“

Aber Ferdl wiegt nachdenklich den Kopf.

„Ich darf nichts aus freien Stücken ausplaudern — denn ein Versprechen bindet mich.“

„Was? Du hast ein Versprechen geben müssen? Ein Versprechen gar?“

„Ja!“

„Und du darfst uns nichts verraten?“

„Nicht alles!“

„Dann sag' uns wenigstens, was du uns verraten darfst!“

„Da müßt ihr mich fragen.“

„Geh, mach keine Umstände!“ lockt Franzl, „sie ist ja nicht da. Was kann sie dir denn anhaben? — Übrigens, ich glaub' dir nicht — mir scheint, du lügst uns an!“

„Freilich lügt er!“ rufen nun auch die Übrigen. „Wirßt du gleich herausrücken, du Schelm du!“

„Ich hab' wirklich ein Versprechen abgeben müssen —“

„Aber was liegt denn daran, wenn du uns erzählst —“

„Ich darf nicht. Es wird eine Zeit kommen, die euch über alles völlige Klarheit bringt.“

„Dann erzählst du's ja doch!“

„Ich nicht.“

„Ja, wer denn sonst?“

„Der Herr Pfarrer.“

„Wer?“

Da lachen einige derb auf.

„Der Herr Pfarrer!“ „Ja sag' nur —!“

Nun erhebt sich Sepp und erklärt laut und feierlich:

„Seht ihr, daß doch ich recht behalten habe? Die Frau Venus lebt, sie hält noch immer ihren stillen Umzug und lockt die jungen Leute an, ihr mögt euch's nur nicht eingestehen. Jetzt hat sie den Ferdl eingefangen, demnächst holt sie sich einen andern, es entgeht ihr keiner so bald! Ja wohl, gebt nur acht, was Euch der Pfarrer in ein Paar Wochen von der Kanzel herab verkünden wird! Der arme Ferdl ist ganz arglos für euch zum Büchel gegangen — und jetzt ist's geschehen um ihn, was wird aber noch mit denen werden,

die paarweis und vorsätzlich hinschleichen?! Eine gar wackere Beche müßt ihr dem Ferdl beistellen; der arme Kerl hat viel Schreck ausgestanden die Nacht — nun, er wird sich nicht Lumpen lassen, und wir dürfen versichert sein, daß er, wenn erst auch seine Zeit kommt, für uns ein gutes Wörtel einlegen wird bei der Frau Venus und uns zu Gast lädt. Denn zu einer Hochzeit gehört allemal auch ein fröhlicher Schmaus!“

Nun bricht ein ohrenbetäubendes Gelächter los.

„Ja, heiratet er vielleicht gar?“



Nun erhebt sich Sepp und erklärt laut und feierlich.

„Freilich, und daran seid ihr mit eurer Frau Venus schuld! Schaut ihn an — ist es nicht schade um so einen frischen Burschen, he?“

Alle sind darin einig: es ist wirklich schade!

„Ja, aber, das ist doch nicht die Frau Venus?“

„Sei still, Firmian, das ist sie,“ fährt Sepp fort. „Du hast nach dem Schatz gegraben, und der Ferdl hat ihn gefunden. Die Frau Venus lebt, ich sag' euch's wieder, wir sehen sie zwar nicht, aber wir gewahren ihr Walten. Gott gäb', daß sie's mit uns nicht schlimmer meint, als mit ihm, denn mitunter tut sie den Leuten auch was absichtlich. O ja. Ist alles schon vorgekommen!“

„Der Pfarrer hat ganz anders gesagt in seiner Predigt!“

„Du bist ein Dickhädel, Firmian. Warum greiffst du nur das Wort auf und nicht auch den

Sinn? Der Pfarrrer hat doch nur ein Gleichnis gebraucht, ihr aber habt seine Predigt wörtlich genommen!" Da schlägt Rudl mit der Faust hart auf den Tisch:

„Daß ihr's nur wißt: von jetzt an —“

„Was hast du denn, Rudl?“

„Wenn das so gefährlich ist — nein! — von jetzt an sieht mich kein Mensch mehr beim Bentschbüchel! Das Beispiel des Ferdl will ich mir merken!“

Wie alt ist die Schreibfeder?

Bekanntlich ist unsere heutige Stahlfeder, die wir zum Schreiben benutzen, aus der Vogelfeder entstanden. Alte Leute erinnern sich noch der Zeiten, da man aus der Gänsepose die Schreibfeder selbst schnitt; außer der Gänsefeder sind aber auch solche vom Pelikan, dem Schwan, Pfau zc. im Gebrauch gewesen. Vorher benutzte man zum Schreiben ein Rohr. Es ist nun nicht zu ermitteln gewesen, wer zuerst die geschnittene Schreibfeder angewandt hat und auch nicht, wann sie zuerst benutzt worden ist.

Die lateinischen Schriftsteller gebrauchen die Ausdrücke *calamus* (Rohr) und *penna* (Feder) nicht so streng unterschieden, daß man daraus schließen könnte, wann der Gebrauch der *penna* aufgefunden wäre. Man kann daher nicht mit Sicherheit behaupten, ob mit *penna* bei den römischen Dichtern Juvenal und Horaz schon die Schreibfeder, oder ganz allgemein das Schreibgerät gemeint ist. Ebenso ist das Bildnis des griechischen Philosophen Aristoteles, welches sich in einer Wiener Handschrift findet und auf welchem der Gelehrte eine Schreibfeder führt, kein Beweis; denn die Zeichnung ist erst 1457 entstanden, die Feder also vermutlich aus der Phantasie des Zeichners beigelegt. In einer Geschichte Konstantins erzählt der unbekannt gebliebene Verfasser, daß der Kaiser Theodorich, den wir als Dietrich von Bern kennen, des Schreibens soweit unkundig gewesen sei, daß er nicht einmal die Regierungsbeschlüsse habe unterzeichnen können. Er habe deshalb eine Schablone mit den betreffenden Buchstaben auf die Urkunden gelegt und die Umrisse der Buchstaben mit einer *penna* nachgezogen. Obwohl hier ausdrücklich das Wort *penna* gebraucht ist, vermögen wir heute nicht mehr zu sagen, ob Theodorich nicht einen Griffel oder ein Schreibrohr geführt hat.

Die erste sichere Nachricht von der Vogelfeder finden wir in den „*Origines*“ des Bischofs Isidor von Sevilla, der 636 gestorben ist. Dieser sagt ausdrücklich, daß die Geräte des Schreibers das Rohr und die Feder seien und erklärt das Rohr als vom Baume stammend, die Feder vom Vogel. Ein etwas späteres Zeugnis für die Schreibfeder ist das lateinische Gedicht des Sachsen Aldhelmus, des ersten Sachsen, der lateinisch geschrieben und die lateinische Dichtkunst seinen Landsleuten bekannt gegeben hat. Die betreffenden Verse sind übersetzt „*De penna scriptoria*“, und der Dichter spricht darin von den Federn der Kropfgans.

Unter Karl dem Großen ist die Feder, besonders durch Alkuin, weiter bekannt geworden, jedoch hat sich daneben die Schreibbröhre bis in das 16. Jahrhundert gehalten. Wenigstens schickte damals (1520) Pirtheimer¹⁾ an Reuchlin²⁾ außer Papier, einem Federmesser und Schwanenfedern auch eine Schreibbröhre, die angeblich bequemer zum Schreiben sein sollte.

Woher die Feder aber gekommen ist, wird sich kaum jemals feststellen lassen. Im alten Rom hat man sie jedenfalls nicht gekannt, denn noch der römische Gelehrte Plinius beschreibt zwar das Schreibrohr sehr ausführlich, aber nicht die Feder, und die Vermutung, die man an eine sehr alte Handschrift römischen Ursprunges knüpft, daß sie mit einer Feder hergestellt sei, ist eben nur eine Vermutung. Der Zufall dürfte auch hier zu einer Erfindung verholfen haben, die wir heute alle benutzen, ohne zu wissen, woher wir sie haben. J. L.

¹⁾ Berühmter Nürnberger Ratsherr, geb. 1470 zu Eichstätt.

²⁾ Humanist, geb. 1445 zu Pforzheim.

Abraham a Santa Clara.

Am 1. Dezember 1909 sind 200 Jahre verflossen, daß Abraham a Santa Clara, mit seinem ursprünglichen Namen Ulrich Megerle, der geistreiche Kanzelprediger, der humoristische, äußerst fruchtbare Erbauungsschriftsteller, zu Wien gestorben ist.

Da wohl nur wenige Leser etwas von dem Leben, den Werken und der Eigenart Abrahams zu schreiben, wissen, will der Hausfreund ihnen etwas über ihn berichten und eine sprachlich erneuerte Probe aus seinem Hauptwerk „Judas der Erzschelm“ und zwar etwas über den „unglücklichen Ehestand“ anfügen.

Ulrich Megerle ist geboren am 4. Juni 1642 zu Kreenheinstetten, zwei Stunden von Mestkirch, im badi-schen Seekreis. Er war das achte Kind des leib-eigenen Gastwirts Mat-häus Megerle. Nachdem er in seinem Geburtsort und in Mestkirch den ersten Unterricht erhal-ten, besuchte er das Gymnasium bei den Jesuiten in Ingolstadt bis 1659 und bei den Benediktinern in Salz-burg bis 1662. Von da ab begab er sich nach Wien, wo er unter dem Namen Abraham a Santa Clara in den Augustiner-Varfüßer-Orden Aufnahme fand. 1666 empfing er zu Wien die Priesterweihe und begann seine Laufbahn als Kanzelpredner in dem Kloster Maria-Stern zu Taza bei Augsburg. Nach seiner Rück-kehr nach Wien zeichnete sich Abraham durch seine „wunderbarliche und angenehme Redeart“ bald in dem Grade aus, daß ihn Kaiser Leopold I., der ihn in der Augustinerhofkirche oft predigen hörte, 1677 zum „Hosprediger“ ernannte. 1682 nahm er seinen Aufenthalt zu Graz, predigte aber, wie schon früher, so in den folgenden Jahren auch in anderen Städten und Klöstern Österreichs. 1689 kehrte er nach Wien zurück, nachdem er 1688 in Rom gewesen war. 1692 wurde er zum Definitor der Ordensprovinz ernannt. Außer einer Menge von

Hausfreund.

Predigten und dem schon erwähnten „Judas“ schrieb er die Erbauungsschriften „Merks Wien“, „Auf, auf ihr Christen“, „Abrahamische Lauberhütt“, „Große Todtenbrüderschaft“ u. a.

In allen diesen Werken, denen nicht der ernste Untergrund, die Absicht sittlich zu bessern fehlt, sucht Abraham durch den komischen Effekt die Auf-merksamkeit des Lesers zu fesseln. Ein lustiges Wort-spiel und Gleichnis jagt in seiner Darstellung das andere. Eine Menge von Fabeln und Anekdoten sind eingestreut. Mit sicherem Blick greift Abraham stets die lächerliche Seite der menschlichen Ver-hältnisse heraus und erweist sich als seltener Beobachter. Er spricht die Sprache des Volkes und scheint als Kind seiner Zeit nicht vor mancher Verbtheit und manchem „saftigen Wit“ zurück, der heute anstößig er-scheinen könnte.



In seiner Darstel-lung verfällt er häufig aufs Reimen, so wenn er z. B. von den Wienerern sagt, „sie sollten nicht so viel saufen, raufen, fressen und sich ver-messen, sich äußerlich puden und mit unrech-tem Gut die Hände be-schmutzen, faulenzzen und fuchsschwänzen, lügen und trügen, prahlen und ihre Schulden nicht be-

zahlen, spielen und ihre Untergebenen trillen, in den Tag hinein leben und den Armen nichts geben!“

über den unglücklichen Ehestand.

Es gibt so viel unbesonnene Adams-Kinder. Wenn man vom Ehestand redet, so spizen sie die Ohren wie der Schimmel, der den Habersack schütteln sieht; es schlägt ihnen der Puls, als wollt er auf der Post reiten, wenn nur die ge-ringste Meldung von der Hochzeit geschieht; es dünkt ihnen, als sei in dem Ehestand ein lauterer Himmel! O Lümmel! Es ist weit gefehlt, es ist nur so der bloße Schein; es ist nichts darin zu finden, zu gründen als trübes Wasser, d. i. Betrübnisse und Widerwärtigkeit . . .

Der Ehestand ist ein Baum, welchen der allmächtige Gott selbst gepflanzt hat. Dieser Baum grünet dermaßen lieblich, breitet seine Zweige also aus, daß er den Menschen fast die Augen, und mit den Augen das Gemüt auf Magnetart anziehet, derenthalb eine so große Menge zu diesem Baum eilet und ihn umfaßt. Aber thut ein wenig, ihr Weltmenschen, wie dieser Baum beschaffen, und ihr werdet spüren, daß er voller Kreuz hängt

Die ungereunten israelitischen Maulaffen sind eine Zeit lang überdrüssig geworden des süßen Mannas oder Himmelbrots, in welchem doch aller Saft und alle Kraft war; ja, sie haben noch darüber dem Moses üble Mäuler angehängt, den sanftmütigen Mann mit Lästerworten angetastet und ihm unverschämt ins Gesicht gesagt, sie wünschten, daß sie noch in Aegypten wären, bei den Zwiebeln; solche würden ihnen tausendmal besser schmecken: O ihr undankbaren Gesellen, — sollten euch die Zwiebeln angenehmer sein als das liebe Manna? . . Sag an, du mürrisches Gesinde, wo die meisten Zwiebeln anzutreffen sind, vielleicht in Aegypten?

Ihr Zwiebelmäuler müßt wissen, daß in dem Ehestand die meisten zu finden sind; allda ohne Zweifel gibts Zwiebel ohne Zahl: wie „zwiebelt“ nicht mancher sein armes Weib? wie „zwiebelt“ nicht manche ihren Mann, wie „zwiebelt“ nicht oft einer seine Kinder usw. Es gibt mit einem Wort hierin Zwiebeln ohne Ende; Leiden ohne Zahl, Elend ohne Maß, — in der Küche, Stube und Kammer findet man oft lauter Jammer!

Der heilige Petrus befand sich einst in der Stadt Joppe und betete. Während des Gebetes geriet er in eine Verückung, und es wurde ihm gezeigt ein seltsames Gericht. Er nahm nämlich wahr, wie ein großes leinenes Tuch mit 4 Zipfeln vom Himmel zu ihm herabgelassen wurde, und als er in es mit Fleiß hineinschaute, merkte er, daß sowohl gehende Tiere, als auch fliegende und kriechende, so Schlangen, Ottern, Blindschleichen, darin waren. Er hörte dabei eine Stimme vom Himmel, die ihm befahl aufzustehen, alles dies zu schlachten und zu essen. Aber Petrus schüttelt hiezu den Kopf und sagt: Herr, das laß ich wohl sein, denn niemals wird etwas unreines in meinen Mund kommen.

Ich weiß zwar, daß diese Geschichte die dem Petrus begegnet ist, voller Geheimnisse war, und daß viele schöne Ausdeutungen von den heiligen Lehrern daraus gezogen werden. Ich aber sag es den Eheleuten, daß sie gar oft solche Bissen, welche

Petrus sich geweigert hat zu essen, schlucken müssen: Wie oft muß er Galgen-Vogel, plumper Esel, fauler Hund, harter Büffel, ungeschickter Gimpel usw. schlucken. Wie oft muß sie Bestie, Krott, Diebsvieh, giftige Schlange, Teufelsaas usw. schlucken!

Darum — die Eheleut müssen gute Zähne haben, denn gar oft müssen sie etwas verbeißen. Die Eheleut müssen einen guten Magen haben, denn sie müssen gar viel harte Brocken schlucken. Die Eheleut müssen eine gute Leber haben, denn es kriecht ihnen gar oft etwas darüber. Die Eheleut müssen gute Füße haben, denn es drückt der Schuh gar vielfältig. Mit einem Wort, Geduld ist die erste Haussteuer, die die Eheleute haben müssen

Unter anderm ist in dem Ehestand nicht ein geringes Kreuz ein böses Weib. In der neuen Welt ist eine Insel mit Namen Ceiba, wo so dicke Bäume wachsen, daß einen allein 14 Männer mit ausgepannten Armen kaum umfassen können. Aus einem solchen Baum könnte man ein großes Kreuz zimmern, aber ein böses Weib ist noch ein viel größeres Kreuz. Es ist besser, sagt die heilige Schrift, es ist besser in der Wüste wohnen, als bei einem zänkischen, zornigen Weib. Es ist besser, in der Wüste sich aufhalten bei giftigen Basilisken, bei grausamen Amphibien, bei wilden Salamandern, bei blutgierigen Tigern, Löwen, Bären und Wölfen, als bei einem bösen Weib. Ein böses Weib ist ein Schiffbruch ihres Mannes, ist ein steter Wetterhahn im Haus, ist eine übel lautende Klapperbüchse, ist ein Blasebalg des feurigen Bornes, ist ein Ziehplaster des Geldbeutels, ist ein Maultier, das manchen armen Mann zutot beißt, ist eine Quartierstube aller Bosheit, ist ein Stammwappen, in dem ein zänkischer Hundskopf ist, ist ein übler Sauerampfer, ist ein ewiges „blas mich an“, ist eine Kommissarin der drei Furien, ist das letzte Gefessel im Vater-unser: Erlöse uns von allen Übeln, ist ein höllischer Brennspiegel, ist der Fröhlichkeit Kehraus, ist ein stets summendes Wespenneft, ist des Vulkans Weißzang, ist ein immerwährendes Igelst. ist ein Jahrmarkt der Zankwörter, ist, ist, ist, ist, daß man's gar nicht alles beschreiben kann . . .

O Elend, — da gibts saubere Apollonien, die ihren Männern die Zähne zeigen, da gibts saubere Lucien, die ihren Männern selbst die Augen austragen, da gibts saubere Magdalenen, die, anstatt der Füße, dem Mann den Kopf waschen, da gibts saubere Cäcilien, die anstatt der Orgeln den Mann selbst den ganzen Tag anpfeifen

Der Bär.

Humoristische Erzählung von C. Falsty.

Die Bewohner des Dorfes Zwiking trugen seit einigen Tagen die Nasen himmelhoch.

Es war eben keine Kleinigkeit sich in fürstlichem Glanze zu sonnen! Die guten Zwinger betrachteten sich jetzt als die wichtigsten und vornehmsten Menschen des ganzen Reiches.

Und warum? . . . Der allgemein verehrte Landesfürst hatte in Zwiking das kleine Jagdschloßchen mit den umliegenden Wäldern gekauft. Und dies war für unsere Dörfler von einschneidender Bedeutung!

Der Name Zwiking, bis jetzt ganz unbekannt, kam in die Zeitungen, in denen viel von dem Zwinger Jagdschloß des Landesfürsten gesprochen wurde. Fremde Gäste des Fürsten, hieß es weiter, würden hier weilen, Sommerfrischler würden ihre Ferien in dem nun bekannten, waldbumsäumten Dorfe verbringen. Mit einem Worte: Zwiking war mit einem Schlage aus seiner Weltvergessenheit emporgetaucht und ging jetzt einer strahlenden Zukunft entgegen!

Fremde Fürstlichkeiten, reiche Städte . . . hurra! Der Bürgermeister Zwiking sah schon seine Gemeinderäte mit großen Silbertalern als Rockknöpfen daherstolzieren und wühlte bereits, in Gedanken schmunzelnd, in den tiefsten Tiesen der wohlgefüllten Gemeindefasse . . . das würde ein Leben werden! Indessen trieben im Jagdschloß bereits die Maler und Tapezierer ihr Unwesen und richteten alles aufs prächtigste her. Hatte doch die fürstliche Hoheit beschlossen ihr neuestes Jagdrevier sofort zu besichtigen und in Begleitung eines befreundeten Machthabers einige feiste Böcke dort zu schießen.

Das Jagdschloß lag ungefähr eine halbe Stunde außerhalb Zwiking's. Eine ziemlich gut erhaltene Waldstraße führte von dem Dorfe dahin.

Die Fürstlichkeiten sollten bereits in einigen Tagen eintreffen.

Und heute, an einem herrlichen, sonnigen Herbsttag, stand der Bürgermeister Balthasar Klepp mit ausgekrempeelten Ärmeln auf seiner großen Waldwiese und mähte mit den Knechten das letzte Gras.

Aber der Herr Bürgermeister war gar nicht gut ausgelegt.

Mitten durch das hochstehende Wiesen gras zog sich ein Streifen vollständig niedergebrogener Halme. Es hatte sich also jemand hier einen Weg durch die Wiese gebahnt.

Und das verdroß unseren Bürgermeister sehr.

Die hohe, saftige Wiese war sein Stolz, aber der Reiz seines Angrenzers, des Großbauern Teger, der mit dem Bürgermeister stets auf dem Kriegfuß stand . . . und nun schien sich da jemand das Vergnügen gemacht zu haben, die Wiese als Spazierweg zu benutzen. „Das ist ein Feldfrevler!“ brummte der Bürgermeister zornig; denn nichts konnte ihn so ärgern, als wenn Fremde durch seine geheiligten Wiesen und Felder gingen. Da verstand der Herr Bürgermeister keinen Spaß. Als fast die halbe Wiese gemäht war, erschien am oberen Walde'saum ein Mann in hübscher Jägerkleidung, der jetzt ganz gemächlich die Wiese zu durchqueren begann.

Dem Bürgermeister wurde es ganz heiß. So eine Frechheit! . . . Mitten durch die Wiese! „Da ist kein Weg!“ schrie er darum mit vollster Stimmfaltung. Der Fremde schien nichts zu hören oder er wollte nichts hören . . . gelassen schritt er weiter. Jetzt wurde es aber dem Bürgermeister Klepp zu bunt.

Mit einigen Säcken stand er neben dem Frevler.

„Haben Sie net gehört?“ schraubte er wütend „hier is kein Weg! Gehen Sie sofort 'raus, sonst werd' ich grob!“

Der Fremde lächelte nur spöttisch. „Nicht so aufgeregt, mein Bester! Sie scheinen nicht zu wissen, wen Sie vor sich haben!“

„Das is alles eins! Das is da mein Grund und Boden! Ich laß mir net meine Wiesen zerstampfen . . . also raus! Da bin ich der Herr!“

„Schreien Sie nicht so, mein Bester! Ich bin der Kammerdiener der Herzoglichen Hoheit, haben Sie mal Respekt!“

„Respekt? Sonst mir?“ höhnte der Bürgermeister . . . „Das is meine Wiese und . . .“

„Und man hat mir gesagt, daß man hier durchgehen könne . . . ich gehe immer durch die

Wiese, das ist der kürzeste Weg nach Zwifing! . . . So . . . und jetzt Gottbefohlen!"

"Oho! Herr Kammerdiener! Haben Sie's net so eilig! Wer hat sich unterstanden Ihnen zu sagen, daß man da durch d' Wiesen gehen darf?"

Der Kammerdiener maß den Bürgermeister von oben bis unten.

"Sie . . . Sie Bauer Sie! Den Ton verbitte ich mir! Der Großbauer Teger hat gesagt, daß man hier mal ganz ruhig durch die Wiese gehen kann!"

"So! . . . Das wird ja immer besser! Also der Teger steckt wieder einmal dahinter! Na schön! . . . Aber jetzt weiß der Herr Kammerdiener von mir, daß man da net durch darf, und er wird gleich rausgehen, sonst zeig ich den Herrn Kammerdiener noch wegen Feldfrevels an!" jagte Balthasar Klepp mit wutgitternder Stimme.

"Tun Sie nicht so aufgeblasen, mein Bester! Packen Sie sich Ihre Wiese in Seidenpapier ein und setzen Sie sich als Wächter dazu! Mir kann's gleich sein. Es sollte nur eine Ehre für Sie sein, wenn jemand aus der Hoheit nächsten Umgebung Ihren Grund und Boden zu betreten geruht! Also Gottbefohlen, Sie Grobian, Sie!"

Der Kammerdiener lüstete spöttisch seinen Hut und wandte sich dann wieder dem Walde zu, aus dem er gekommen war.

"So ein ecker Bauer!" brummte er im Gehen vor sich hin . . . „überhaupt dieses ganze Zwifing! Das Döbste, was ich je gesehen habe . . . scheußlich! Und drüben in Brockenstein, wo ich sonst immer mit der Hoheit auf der Jagd war, weint sich die Lij'l nach mir die Augen aus . . . und ich muß indessen da in Zwifing, in diesem verfluchten Nest sitzen! Da sollen doch alle Donnerwetter dreinschlagen! Aber die Hoheit will durchaus hier mit dem Prinzen Johann jagen! Niederträchtig! Gemein!"

Der Kammerdiener hieb wütend mit seinem Stoß auf einige Blumentöpfe ein.

"Und jetzt ist der Spaß mit dem Bauer auch zu Ende!" brummte er dann weiter . . . „wenn ich nur fort könnte, wieder ins Brockensteiner Jagdrevier, wo mein Lij'l steckt! Das soll der Kuckuck aushalten!! Herrgott, wenn es auf mich ankäme, so wollte ich der Hoheit hier die Jagd verweigern, daß es eine Freude ist! Da möchte sich's dann die Hoheit überlegen, hier noch weiter zu jagen, und ginge wieder ins Brockensteiner Revier. . . Ich kenne ja meinen Herrn! Ein schlechter

Jagdtag, an dem er sich blau und grün ärgert . . . und dann Ahe, du schöner Wald! Ahe, du langweiliges Zwifing!"

Während dieses Selbstgesprächs unseres Kammerdieners war der Bürgermeister zu seinen Knechten zurückgekehrt, die dem Vorgang am Waldesrand mit schmunzelnden Gesichtern gefolgt waren.

"Herr Bürgermeister" sagte nach einer Weile der Großknecht . . . „wir meinen alle, daß der feine Herr der älteste Sohn des Großbauern Teger ist! Der Teger red't ja immer 'rum, daß es der Felix soweit gebracht hat und sogar Kammerdiener ist! Wir kennen den Felix von klein auf . . . er war's ganz g'wiß!"

"So?" brummte der Bürgermeister „na, werd's schon recht haben! . . . Da hat also der Teger den eigenen Sohn ang'stiftet, daß er mir die Wiesen zertrampelt . . . so a Bosheit!"

Es ist nach dem Mittagmahl, gegen 6 Uhr abends. Der Landesfürst, Herzog Georg, und Prinz Johann, die vor zwei Tagen im Zwifinger Jagdschloß angelangt sind, sitzen im Rauchzimmer und führen eine lebhafte Unterhaltung.

"Also, lieber Johann, Du kannst sagen, was Du willst, die heutigen Spuren im Grimmerwald stammen von einem Bären . . . sie waren noch ganz frisch . . ."

Prinz Johann dreht nachdenklich seinen blonden Schnurrbart.

"Ja! Das wäre ja höchst interessant, aber Du kannst mich eben nicht überzeugen . . . hier . . . Bären? . . . Unmöglich!" —

"Nicht doch! . . . Der Höllstein, an dessen Fuße Zwifing liegt, ist ein wildes Gebirge . . . vereinzelt kann man Bären überall antreffen . . . Übrigens befahl ich dem Förster Leonhard die Spur noch weiter zu verfolgen . . . er kann jeden Augenblick mit dem Bericht zurück sein . . ."

Die Herren dampften eine Weile schweigend vor sich hin.

Der Kammerdiener Felix Teger, der hier auch einen Teil des Tischdienstes zu besorgen hatte, brachte soeben den schwarzen Kaffee.

"Ich wette, um was Du willst, daß hier ein Bär herumerschleicht!" rief endlich der Landesfürst Georg mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit . . . „es ist ein Bär hier, und ich werde ihn erlegen!"

Der Kammerdiener spitzte die Ohren und schenkte dabei dem Prinzen Johann den schwarzen Kaffee ein.

„Du zielst eben, lieber Georg, auf ein verwegenes Jagdabenteuer!“ lächelte dieser.

„Gewiß . . . Ich habe noch nie einen Bären erlegt . . .“

„Du bekommst ihn auch diesmal nicht vor den Schuß!“

„Um was wetten wir! Johann?“

„Um mein halbes Reich!“ lachte der Prinz, „doch nein, Spaß beiseite! . . . Ich gehe jede Wette ein!“

„Also gut . . . schieße ich den Bären nicht, so bekommst du die beiden Eisenschimmel, die dir so gut gefallen . . . Schieße ich den Bären, dann . . . nun ich will garnichts . . . ich habe mit dem erlegten Bären und mit dem Ruhm genug!“

„Ich bin einverstanden . . . die Wette steht also fest!“

„Gewiß . . . aber ich werde fuchsteufelswild sein, wenn ich sie verliere!“ lachte der Landesfürst.

In diesem Augenblick betrat der Förster Leonhard das Zimmer. „Also, was gibt's?“ fragte sofort der Herzog.

„Hoheit haben ganz recht gesehen; im Grimmerwald, der hier ober dem Schlosse liegt, sind Bärenspuren vorhanden.“

„Bravo, Leonhard!“ rief Herzog Georg befriedigt . . . „wohin führten die Spuren?“

„Ich konnte die Fährte bis an die Zwikinger Waldstraße verfolgen . . . als ich dann in den gegenüberliegenden Steinwald eindrang, sah ich wieder die Spuren, die zu einem uralten, hohlen Baum führten, in dem sich ein großes Nest wilder Bienen befand . . .“

„Aha, dort hat also Meister Pech Honig geschleckt!“ lachte Prinz Johann.

„Es scheint so . . . aber er muß dabei gestört worden sein; denn das Nest ist fast unverfehrt,“ meldete der Förster.

„Dann dürste er also nochmals an diesen Platz zurückkehren?“ rief Herzog Georg mit glänzenden Augen.

„Das ist anzunehmen, Hoheit . . .“

„Ausgezeichnet! Johann, der Bär ist mir sicher . . . Du verlierst Deine Wette!“

Prinz Johann zuckte lächelnd die Achseln. „Abwarten . . . Georg . . . vielleicht verdaut er jetzt schon, während wir hier sitzen, den gestohlenen Honig, um nach diesem feinen Mahl auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden . . .“

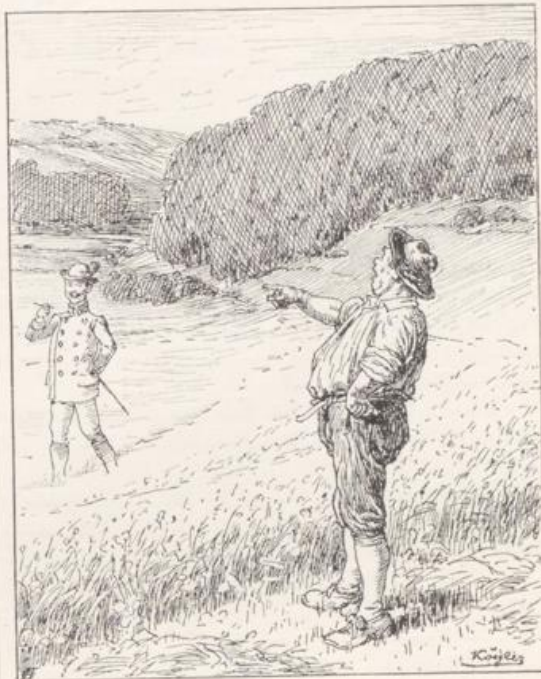
„Das wäre noch schöner!“ rief Herzog Georg ärgerlich . . . „aber unmöglich ist die Sache nicht . . . der Bär kann eigentlich längst wieder zu dem Nest zurückgekehrt sein, und wir haben dann das

Nachsehen . . . da muß schnell gehandelt werden . . . wir brechen sofort auf, Leonhard!“

„Wie Hoheit befehlen . . . je früher, desto besser.“

Über das Bienennest hinaus verlor sich die Spur immer mehr im Geröll . . . das Nest ist der einzige, sichere Anhaltspunkt,“ fügte der Förster hinzu.

Sofort begaben sich die beiden Fürsten in ihre Ankleidezimmer und warfen sich eiligst in ihre Jagdkleider.



„Da ist kein Weg,“ schrie er.

Herzog Georg glühte ganz vor Eifer. „Also Feliz!“ sagte er gut gelaunt zu seinem Kammerdiener, „jetzt wünsche Deinem Herrn Glück!“

Zehn Minuten später verließen die Herren das zierliche Jagdschlößchen und schlugen den Weg nach dem Steinwald, der auf der einen Seite an die Zwikinger Waldstraße grenzte, ein.

Der Kammerdiener sah ihnen eine Weile nach. Aber dann glitt plötzlich ein schlaues Lächeln über sein Gesicht, und er eilte durch den rückwärtigen Schloßpark zu einer kleinen Pforte, von der ein schmaler Seitenpfad nach Zwiking führte.

Der erste schöne Bauernhof, den man auf diesem Wege erreichte, gehörte dem Großbauern Leger . . . und dort kehrte der Kammerdiener ein.

Der Felix Leger war ein schlauer Kopf. Er setzte schon durch, was er wollte! Und jetzt wollte er eben aus diesem langweiligen Zwifling fort . . . fort, zu seiner Vis'U!

Indessen war der schöne Herbstabend zur Neige gegangen . . . Immer dunkler wird es, nur der Mond schaut schweigend auf die schwarzen Wälder.

Herzog Georg hat mit seiner Begleitung den Steinwald erreicht und das Bienennest in unverändertem Zustande angetroffen. Meister Peh war also noch nicht hier gewesen . . . kam er vielleicht überhaupt nicht?

Unruhig flammten Herzog Georgs Augen.

„Der Bär wird kommen . . . er muß kommen,“ flüstert er lebhaft dem Förster zu.

„Ich glaube es auch, Hoheit . . . Honig ist ja seine Lieblingspeise . . . an der kann er nicht so ruhig vorübergehen . . . hier links gehen seine Spuren weiter in den Steinwald hinein und verlieren sich dann im Geröll . . . so weit konnte ich sie verfolgen . . . wenn er kommt, so dürste es von dort oben her sein . . .“

Prinz Johann hatte sich auf einem Baumstamm niedergelassen und das Gewehr über die Kniee gelegt.

Aufmerksam lauschte er in die Nacht hinaus. Herzog Georg stand mit dem Förster schußbereit neben ihm . . . Eine halbe Stunde verging.

„Hörst du nichts?“ fragte Prinz Johann im Flüsterston den Herzog . . . Dieser hob den Kopf:

„Nein, Johann!“ meinte er dann . . .

„Aber jetzt . . . ganz deutlich!“

Ein tiefer, brummender Ton zog wie aus weiter Ferne herüber.

„Donnerwetter, der Bär!“ flüsterte Herzog Georg wie elektrisiert . . . „aber der Bursche ist noch ziemlich weit von hier entfernt.“

„Macht nichts, Hoheit . . . jetzt stellen wir ihn sicher,“ meinte der Förster.

Lautlos verharrten die Jäger.

Tiefes Schweigen . . . nichts regte sich.

„Herrgott, der braune Bursche wird uns doch nicht gewittert haben!“ brummte Herzog Georg aufgeregt.

Wieder verging eine Viertelstunde.

Plötzlich beugte sich Prinz Johann lauschend vor . . . nun hörte man zum zweiten Male das tiefe Brummen . . . es klang schon bedeutend näher.

„Er kommt! Johann, ich habe meine Wette schon in der Tasche!“ flüsterte Herzog Georg entzückt.

„Bah! Ich gebe meine Eisenschimmel noch nicht verloren . . .“

„Du bist eben ein ungläubiger Thomas, Johann!“

„Möglich . . .“

Wieder stockt das Gespräch . . . Bleiches Mondlicht fällt durch die Wittertannen . . . Die Herren stehen ungefähr 200 Schritte von der Zwiflinger Waldstraße entfernt im dichten Unterholz . . . Da ihr Standort höher als die Straße ist, können sie dieselbe teilweise übersehen . . . doch der Bär wird nicht von dieser Seite erwartet; links zieht sich der Steinwald steil empor, und jetzt hören die Jäger zum ersten Male das starke Brechen der Äste drinnen im Walde.

„Das muß ein Prachtkerl sein!“ flüstert der Herzog, aufs höchste gespannt . . .

Jeden Augenblick muß der Bär durch das Dickicht brechen . . . schon hört man sein Brummen in nächster Nähe . . .

„Hoheit . . . erst schießen, wenn Sie ihn sehen!“ flüstert der Förster kaum hörbar.

Da . . . was ist das? Die Waldstraße herauf hört man wildes Pferdegetrappel, Peitschen knallen, heijere Stimmen treiben die Tiere mit gellenden Rufen an . . .

„Donnerwetter . . . die vertreiben ja den Bären!“ flüstert Herzog Georg außer sich und stampft wütend mit dem Fuße auf: „Leonhard mir nach! . . . Sind denn schon alle Teufel los?!“

Ohne einen Augenblick zu überlegen, stürzt sich der Herzog in das Dickicht, aus dem der Bär hervortreten sollte.

Doch ein wildes Brechen im Unterholz zu von der hastigen Flucht des braunen Gefellen.

„Hoheit . . . da ist alles umsonst! Der kommt nicht wieder!“ ruft der Förster dem vordringenden Herzog zu, der jetzt aufs Geradewohl einige Schüsse abgibt, ohne jedoch Meister Peh zu treffen . . .

Herzog Georg ist vor Ärger ganz weiß im Gesicht.

„Diese verwünschten Bauern! . . . Wie die Narren durch den Wald zu fahren . . . mir so die Jagd zu verpfuschen . . . Donnerwetter ich bin außer mir!“

Prinz Johann, der dem Herzog langsam gefolgt ist, streicht sich schmunzelnd den blonden Bart.

„Also . . . Georg . . . jetzt heraus mit den Eisenschimmeln!“

„Von mir aus! . . . Herrgott, das wird mich Monate hindurch ärgern! . . . Da bekommt man endlich einen Bären vor den Schuß und dann . . . Sehen wir heim . . . den heutigen Jagdtag werde ich mir gut merken . . . am liebsten führe ich wieder nach Brockenstein, denn das spüre ich: hier werde ich diesen Ärger gar nicht los werden!“

Mit finster zusammen gezogenen Augenbrauen traten Herzog Georg, Prinz Johann und der Förster Leonhard den Heimweg an . . .

Indessen jagte das Gefährt, welches den Bären verschreckt hatte, über die mondhelle Waldstraße dahin.

Am Bock des Wagens, der die neue Zwickinger Feuerspritze führte, saß schwitzend unser Bürgermeister und hieb wie närrisch auf die schnaubenden Pferde ein. Auf dem Wagen selbst saßen die Gemeinderäte und kräftigsten Burschen von Zwicking, in Feuerwehrmannsausrüstung . . . alle mit sorgenvollen, aufgeregten Gesichtern.

„Jessas! Wenn wir nur net zu spät kommen!“ jammert soeben der Schullehrer Waserl am Wagen oben und hält sich an dem dicken Fleischhauer Birkkopp fest, da er bei dem wilden Rütteln des Wagens besorgt, jeden Augenblick herunter zu kollern.

„Der Bürgermeister fährt eh wie der Teufel!“ beruhigt der wohlgenährte Birkkopp und setzt das Feuerhorn an die Lippen.

„Blai! net so falsch, 's Kopfreißn könnt' man kriegen!“ stöhnt der Schullehrer Waserl und hält sich entsetzt seine feinfühligten Ohren zu.

„Macht nix! Wenigstens wissen's, daß die Hilf' net mehr weit is!“

„O Gott, wenn nur net alles niederbrennt. Das wär' ein schreckliches Unglück! In Zwicking sind's ja durch den Feuerlärm ganz närrisch geworden . . . so ein Durcheinander hab' ich noch nie in meinem Leben g'sehen . . .“

„Wahr is! Die Zwickinger haben ihr lezt's bisserl Verstand verloren g'habt . . . zuerst haben's in der Aufregung net die Schläuch' g'funden, dann haben's die Pferd' verkehrt eing'spannt, dann . . . na, alsdann da sind wir ja beim Schloß . . . aber Teufel! . . . Teufel! . . . wo brennt's denn da?“

Der dicke Fleischhauer Birkkopp guckte sich fast die Augen aus.

„Man sieht ja nix! Ka Rauch . . . Ka Flammen?“

„Vielleicht ist's ein Zimmerfeuer . . . oder rückwärts bei den Schloßstallungen?“ meint der Schullehrer Waserl . . .

Jetzt bringt der Bürgermeister mit einem Ruck die Pferde zum Stehen und springt vom Bock.

Die anderen folgen seinem Beispiel, springen vom Wagen und stürzen, der Bürgermeister voran, auf das Jagdschloß des Herzogs Georg zu, das vor ihnen in nächtlicher Ruhe liegt.

„Ja . . . wo brennt's denn? Wo? Wo?“ schreit alles durcheinander.

Jetzt geht das Schloßtor auf, und der Kammerdiener Felix kommt mit den anderen Bediensteten ganz empört heraus.



„Ich entschuldige gar nichts!“ unterbrach ihn Herzog Georg.

„Num, hören Sie mal! So ein Spektakel . . . jetzt, mitten in der Nacht?“ „Was soll denn das heißen?“ schnauzt er unseren Bürgermeister an, der gerade atemlos und keuchend auf das Schloßtor zurennt.

„'s brennt! 's brennt! Wir kommen mit der Zwickinger Feuerspritze!“ schreit der Balthasar Klepp aufgeregt dem Kammerdiener zu.

„Machen Sie keine Wiße! Verstehen Sie? Halten Sie mal Ihre Bauern zum Narren, aber nicht uns! Hier brennt's nirgends, aber unter ihrem Hut scheint's nicht richtig zu sein!“

„Ja . . . ja . . . aber . . . 's is ja ein Holz-knecht wie närrisch durch's Dorf g'rannt und hat g'schrien: „Im Schloß brennt's! Im Schloß brennt's!“ stammelte der Bürgermeister ver-

wirt . . „wir haben gleich die Feuerspritze rausg'holt und sind herg'fahren!“

„Hahaha! Wirklich großartig! Der Holzknecht hat sich wohl 'nen Spaß gemacht! . . Und man muß mal so gescheidt wie Sie sein, um diesem Spaßvogel aufzusitzen . . hahaha!“

Der Kammerdiener brach mit den anderen Dienern in solch schallendes Gelächter aus, daß unsere Feuerwehrlente ganz wild wurden.

„Werd's still sein!“ schrie der dicke Birrkopp zornig . . „zu der Arbeit noch den Spott . . aber wart's . . wenn mir der vermaledeite Holzknecht unter die Augen kimmt . . dann trachen seine Knochen!“

„Der wird sich's mal überlegen, Sie zu besuchen!“ höhnte der Felix Zeger.

„Ja, Donnerwetter, was ist denn da los?“ rief jetzt plötzlich Herzog Georg, der soeben mit seinen Begleitern das Schloß erreicht hatte.

Der Kammerdiener machte einen tiefen Bückling.

„Hoheit, verzeihen . . aber diese Bauern bildeten sich ein, daß es hier im Schloß brenne . . deshalb sind sie wie die Teufel mit der Feuerspritze hergefahren und . .“

„Und haben mir den Bären verschnecht!“ vollendete Herzog Georg voll Ärger.

„Oh! Oh! Wie bedauerlich!“ katzbuckelte der Felix Zeger, wobei er jedoch nur mühsam ein befriedigtes Lächeln unterdrückte, denn er selbst hatte den blinden Feuerlärm ins Werk gesetzt, um der Hoheit die Jagd und damit den Aufenthalt in Zwiking recht gründlich zu verfehlen.

„Hoheit . . hm . . müssen schon entschuldigen . .“ begann nach einer schwülen Pause unser Bürgermeister ganz kleinlaut . . „hm . . müssen schon entschuldigen, aber . .“

„Ich entschuldige gar nichts!“ unterbrach ihn Herzog Georg streng . . „ein nächstes Mal erkundigen Sie sich genauer, bevor Sie die ganze Umgegend rebellisch machen! Auf diese Art werden Sie mir den Aufenthalt durchaus

nicht angenehm machen . . ich bin sehr unzufrieden mit Ihnen . . gute Nacht!“

Ganz zerknirscht schlichen die Zwinger zu ihrer Feuerspritze zurück und fuhren still davon . . da halten sie sich bei dem Landesfürsten schön eingeführt . . so ein Pech! „Aber den Holzknecht . . wann ich den einmal derwisch!“ knirschte der Bürgermeister drohend . . dann ließ er den Kopf noch tiefer hängen . .

Und drinnen im gemütlichen Rauchzimmer des Jagdschlusses ging Prinz Johann lachend auf und ab.

„Weißt Du, lieber Georg . . das zerknirschte Gesicht des Bürgermeisters wird mir unergötzlich bleiben . . überhaupt das Ganze zu komisch! Zu komisch! Ganz Zwiking rückt aus, um uns vom vermeintlichen Feuertode zu erretten, — es jagt mit seinem Spektakel Deinen geliebten Bären in die Flucht . . zu köstlich!“

Und Prinz Johann lachte wieder hell auf.

„Ich finde die Geschichte weniger lustig,“ brummte Herzog Georg . . „ich habe durch dieses ärgerliche Jagdabenteuer eine unüberwindliche Abneigung gegen das hiesige Revier bekommen . . so etwas vergißt man nicht so geschwind!“

Und Herzog Georgs Abneigung gegen die Zwingerer Jagdgründe hielt auch an . . höchst selten kam er mehr in das kleine Schloßchen, das gar bald wieder ganz in Vergessenheit geriet. Kein Mensch scherte sich mehr um das stille Dorf, und die Gemeindefasse blieb leer . . Die schönsten Träume unserer Zwingerer waren zu Wasser geworden.

Nur der Kammerdiener Felix Zeger war sehr zufrieden . .

Gleich die nächste Woche darauf war die Hoheit mit dem Prinzen Johann in das Brockensteiner Revier gezogen, und Felix hielt seine jauchzende Bißl im Arm.

Ja . . der Felix kannte eben seinen Herrn. Dem hatte der Zwingerer Bär gründlich die Jagdfreude verdorben!

Die russische Koufine.

Eine heitere Studentengeschichte von Franz Wichmann.

Bald mit der rechten, bald mit der linken Hand fuhr sich Fritz Falter durch das wirre Haar. Rechts und links von ihm lag auf dem Sofa je ein Schreiben, deren Zusammentreffen ihn in Verzweiflung brachte. Und nun klopfte es auch noch, um ihn in seinem Nachdenken über einen möglichen Ausweg zu stören. „Herein!“ rief er, sich ärgerlich umwendend.

Doch der Anblick des Eintretenden beruhigte ihn etwas. „Ah, Du bist es, Frosch? Willst mich schon zur Kneipe holen? Aber ich kann mit dem bestem Willen nicht mitgehen. Stundenlang habe ich noch zu grübeln.“

Benno Braun, ein stattlicher junger Mensch, hoch und schlant gewachsen, mit braunem Haar, keckem Schnurrbart und unternehmend blickenden Augen sah ihn verwundert an.

„Über was für einem Problem brütest Du denn da, Stopfel?“

„Über einem unlösbaren“ feuzte der kleine dicke Student mit dem semmelblonden Kraushaar und rückte nervös an seiner Brille.

Der andere ließ sein feines Stöckchen zwischen den Fingern tanzen. „Bah, so was gibt es ja gar nicht. Ein schneidiger Heidelberger Student muß alles können.“

„So, kannst Du vielleicht „Ja“ mit „Nein“ vermengen, Wasser mit Feuer mischen oder eine Gerichtsverhandlung mit galanten Diensten verbinden?“

Der Bruder Studio rückte an seiner bunten Mütze. „Das letztere dürftest allerdings schwierig sein.“

„Nun, eben das letztere ist mein Fall. Aber da kommt mir ein Gedanke. Frosch, Mensch, Bruderherz, — Du mußt mich retten, mir helfen!“

„Wenn ich es kann, selbstverständlich. Wozu wäre ich Dein bester Freund?“

„Aber Du mußt mehr sein.“

„Was?“

„Der Better meines Väschens!“

„Also Du selbst? Ein merkwürdiges Anfinnen! Wie zum Teufel soll ich das anstellen? Ich bin doch kein Hexenmeister.“

„Es muß gehen. Also höre mich an! Ich habe eine Koufine in Rußland, in Cherson, ganz da unten, beim schwarzen Meere herum. Nadina Koberdajeff heißt sie.“

„Brr, ein barbarischer Name. Dabei bricht man sich ja die Zunge.“

„Ist nicht so gefährlich. Und Du brauchst sie ja nur Koufine zu nennen.“

„Ich?“

„Nun ja, — als ihr Better, das heißt, als meine Wenigkeit Fritz Falter.“

„Ach so. Hm, — sage mal, ist sie jung?“

„18 Jahre alt.“

„Kein übles Alter.“ Braun spielte mit seinem dreifarbigem Bierzipfel. „Und hübsch?“

„Das wirst Du gleich sehen.“ Der junge Mediziner sprang auf, zog eine Schublade seines Schreibtisches und reichte dem Freunde ein Bild dar. „Da, — ihre neueste Aufnahme.“

„Donnerwetter“, rief der Jurist begeistert, — „ein netter Käfer! Doch keine Anarchistin?“

„Bewahre, eine ehrbare Kaufmannstochter. Das heißt, ihr Vater ist tot, und ihre Alte, eine Schwester meiner ebenfalls verstorbenen Mutter, ist leider kränklich, so daß sie die weite Reise nicht selber machen kann.“

„Was für eine Reise?“

„Nun, — die Reise nach Deutschland, die deshalb die Tochter unternimmt.“

„Also sie, — zum Teufel, — wie heißt sie doch, — na, der nette Käfer kommt hierher?“

„Morgen vormittag auf der Durchreise nach Köln. Dort ist kürzlich ein entfernter Verwandter ihres Vaters gestorben, und es handelt sich um eine bedeutende, doch sehr verwickelte Erbschaftsangelegenheit, die die persönliche Anwesenheit eines der Familienmitglieder unbedingt nötig macht. Aber ich muß Dich noch näher in die Verhältnisse einweihen. Meine Eltern sind früher sehr gegen die russische Heirat der Tante gewesen, und als diese dennoch stattfand, so ziemlich ganz mit ihr auseinander gekommen. Als sie aber beim Tode meiner Mutter ein Beileidsschreiben sandte, trat der Vater doch wieder in Briefwechsel mit den Chersoner Verwandten und hat ihnen damals auch ein Bild von mir geschickt.“

„Dann muß Dich die Koufine doch kennen,“ warf Benno Braun ein.

„Ganz unmöglich. Ich war ja ein kleiner Bub. Es sind mindestens 12 Jahre her.“

„Aber ich begreife noch immer nicht.“

„Höre nur weiter. Jetzt also, da Nadina nach Köln reisen muß, hat ihre Mutter meinem Vater geschrieben. Da dieser in Stettin wohnt, könne die Tochter ihn selbst nicht besuchen, freue



„Ach?“ Nun ja, als ihr Vetter zc.

sich aber herzlich darauf, wenigstens mich in Heidelberg, über das sie ihr Weg führe, persönlich kennen zu lernen. Morgen treffe sie hier ein, um sich einige Stunden aufzuhalten. Sie hoffe, daß ich ein wenig Zeit übrig habe, um ihren Führer durch das schöne Heidelberg zu machen. Natürlich hat mir der Alte den Brief mit dem Befehl geschickt, meiner Ritterpflicht zu genügen, und auch die Koufine selbst hat mir noch kurz vor ihrer Abreise ihr neuestes Bild geschickt, damit ich sie gleich am Bahnhof erkennen und in Empfang nehmen kann.“

„Ja, — und da gehst Du nicht selbst?“ fragte Braun in hellem Erstaunen.

„Wenn ich nur könnte“ — seufzte Falter.

„Das ist ja die verdamnte Geschichte. Siehst Du, hier links liegt das Schreiben vom Alten und da rechts das andere.“

„Was für ein anderes?“

„Die Vorladung zum Gericht, grade auf dieselbe Stunde, wo ich Nadina am Bahnhof erwarten soll. Der Teufel hat mir den Poffen gespielt, denn das Gericht nimmt auf Ritterpflichten schönen Koufines gegenüber keine Rücksicht.“

„Das ist wahr,“ mußte Benno Braun lachen, — — „jetzt verstehe ich Deine verzweifelte Lage. Wahrscheinlich handelt es sich um den Vorfall im letzten Monat?“

„Natürlich. Du bist ihnen ja mit den anderen glücklich entkommen, als wir gegen die Kolläden schlugen und die Laternen auslöschten. Mich aber haben die verdammten Polypen gepackt, und jetzt bin ich wegen öffentlicher Ruhestörung und Widersetzlichkeit gegen die Staatsgewalt vor den Amtmann geladen. Die Verhandlung dauert jedenfalls so lange, daß ich mich der Koufine unmöglich noch widmen kann.“

„Aber ich kann sie ja empfangen, ihr den ärgerlichen Zusammenhang erklären und Dich entschuldigen.“

„Nein, nein, — das geht auf keinen Fall“, wehrte Falter. „Nadina darf von der Geschichte nichts erfahren. Du kennst meinen Alten nicht. Der ist fürchterlich streng. Wenn der durch die Verwandten hinter die Sache käme, würde er mir's nie verzeihen, daß ich mit dem Gerichte zu tun gehabt. Die Koufine muß bei dem Glauben bleiben, daß ich sie in Heidelberg herumgeführt habe. Herauskommen kann ja die Wahrheit nicht, und überdies handelt es sich nur um ein paar Stunden.“

„Nun, wenn Dir damit gedient ist, in Gottes Namen denn,“ entschloß sich der Jurist. „Morgen früh ziehe ich den Benno aus und meinen Freund Fritz Falter an.“

„Du bist ein Prachtkerl,“ jubelte der Mediziner.

„Das werde ich sein, mein Wort darauf“ — schmunzelte Braun. „Wenn die russische Koufine Deinem Alten über die Heidelberger Zusammenkunft schreibt, so soll sie Dich als den besten und galantesten Ritter schildern. Nun aber nicht länger gezögert und mit zur Kneipe!“

„Jetzt natürlich! Du hast mir einen Stein vom Herzen genommen und zum Dank dafür werde ich mich auf Dein Wohl betrinken. Komm!“

Arm in Arm verließen die Studenten Falters schon dunkel werdende Bude. — — — — —

Der Schnellzug von Stuttgart brauste in den Bahnhof. In dem Abteil II. Klasse eines der letzten Wagen nahm eine zierliche junge Dame ihre leichten Sachen aus dem Gepäck und lehnte sich erwartungsvoll spähend zum Fenster hinaus. Ah, — das mußte er sein, der stattliche junge Mann, der dort suchend den Zug entlang ging. So hübsch hatte sie sich ihn gar nicht vorgestellt. Und jetzt stürmte er schon heran.

„Hab' ich recht geraten, Kousine Dina?“

„Natürlich, Better Friß.“ Errötend reichte sie ihm die kleine Hand, um sich beim Aussteigen helfen zu lassen. „Aber hast Du mich wirklich gleich erkannt?“ meinte sie, auf dem Bahnsteig neben ihm stehen bleibend.

„Selbstverständlich, — nach dem Bilde sofort. Nur Dein Haar hatte ich mir nicht so schön goldig gedacht.“

„Du bist ein Schmeichler.“

„Und wie gut Du deutsch sprichst!“

„Von der Mutter her —“

„Ja, ja, — natürlich. Aber sag' mal, hast Du nicht Hunger und Durst?“

„Das letztere ist wohl bei Euch Studenten die Hauptsache?“ lachte sie schelmisch.

„Du bist boshaft, Dinschen. Indessen eine gemüthliche Studentenkneipe mußt Du doch sehen.“

„Das sind ja wohl die größten Sehenswürdigkeiten hier?“

„Bitte, die größten sind wir Studenten selbst.“

„Du Schelm!“ In ihrer ungezwungenen Fröhlichkeit schlug sie ihm leicht auf den Arm.

Benno Braun war entzückt. Den Better einer schönen Kousine spielen war wirklich die dankbarste Rolle, die es auf der Lebensbühne geben konnte. Heimlich pries er das Mißgeschick seines Freundes. Denn schön war diese junge Ruffin wirklich, viel schöner noch als auf dem toten Bilde. Dieses rötlich schimmernde Goldhaar, der weiße Hals, die durchsichtig blasse Haut, das allerliebste Gesicht mit dem Stumpfnäschen und die feinen, schlanken Füßchen, das alles war bezaubernd.

Nadina, die ihr großes Gepäck bereits nach Köln vorausgeschickt hatte, ließ das wenige, was sie bei sich führte, beim Portier zurück, und eine Viertelstunde später saßen die beiden bereits bei

einer Flasche Wein und einem guten Frühstück in einer der vielbesuchten Studentenwirthschaften der Hirschgasse. Dem jungen Mädchen schmeckte es nach der langen, anstrengenden Reise trefflich, und der feurige Affentaler machte sie immer offenerherziger.

„Weißt Du, daß ich Dich mir nach dem alten Bilde immer ganz anders vorgestellt habe?“ sagte sie plötzlich, — — „mit blondem Haar.“

„Das ist jedenfalls nachgedunkelt.“

„Und klein, beinahe dick.“

„Mit der Zeit bin ich gewachsen. Da sieht man eben schlanker aus.“

Sie fand das ganz natürlich. „Aber unheimlich trinken kannst Du“ — fing sie wieder an.

„Das sagst Du schon bei der ersten Flasche!“

„Um Gottes Willen, Du willst doch nicht noch eine“ —

„Mit Deiner Hilfe. He „Kellner — —“

„Nein, nein,“ hielt sie ihn ab, — — „wir müssen doch auch noch etwas anderes sehen, — die Brücken, — das Schloß, die Molkentur, — ich habe das alles im Bäderer gelesen, und was würde Dein Papa sagen, wenn ich ihm nur vom Wirthshaus schreiben könnte —“

„Aber ich habe ja nur“ — — erschrocken brach er ab, — „Eine Mama“ — hatte er sagen wollen, doch zu rechter Zeit war ihm noch seine Rolle eingefallen, — — „habe ja nur gemeint“ fuhr er fort, — — „also zahlen, Kellner —“

„Du bist mir doch nicht böse?“ fragte sie, als sie aufgestanden.

„Böse, — warum?“

„Nun, daß ich Dich hier forttreibe. Denn offen gesagt, gefällt es mir bei Euch Studenten so gut, daß ich selbst einer sein möchte.“

Begeistert drückte er ihre schmale, weiche Hand.

„Dinschen, das ist ein großes Wort! Damit hast Du Dir mein Herz erobert.“

„Auf fünf Stunden“ — spottete sie.

„Leider. Ich wollte, es wäre für's Leben.“

Errötend wandte sie sich ab und drängte zum Ausbruch.

Mit der Besichtigung der Kirchen, der Universität, des Schlosses und des großen Fasses verrannen die Stunden nur allzusehnell. Um noch auf die aussichtsreiche Molkentur zu gelangen, mußten sie die Drahtseilbahn benutzen, in der vielbesuchten, prächtigen Gartenwirthschaft aber versäumten sie den nächsten, abwärts fahrenden Zug, und es blieb nichts übrig, als zu Fuß in die Stadt zurückzukehren.

In dem schattigen, zum Klingentor hinabführenden Kastanienwald überraschte sie ein plötzlich losbrechendes, heftiges Gewitter. Unter den mächtigen Bäumen Schutz zu suchen, nützte nichts, der Regen strömte sintflutartig nieder, und für Nadina nahte bereits die Zeit der Weiterfahrt.

„Mußt Du denn wirklich heute noch fort?“ fragte betrübt der Student.

„Unbedingt. Morgen ist ja schon beim Gericht die Testamentseröffnung.“

„Und Du wirst nie wieder nach Heidelberg kommen?“

„Auf der Rückreise, — wenn ich noch Zeit habe, vielleicht wieder auf ein paar Stunden. Aber das ist sehr unbestimmt, denn die Sache in Köln kann sich lange hinziehen, und meine Rückfahrkarte darf nicht ablaufen. Übrigens wäre jetzt an Dir die Reihe, uns einmal in Cherson zu besuchen.“

„Unmöglich, — das ist zu weit“ — wich er aus und trieb selbst zur Eile. In dem Rauschen von Sturm und Regen konnten sie sich nur schwer verständlich machen, bald stockte die Unterhaltung ganz. Die Wege waren vom Wasser aufgerissen, überall standen breite, schlammige Lachen, und so hoch auch Nadina ihr Kleid schürzte, ein paar Mal mußte sie sich doch von ihrem galanten Führer über die ungangbarsten Stellen hinüberheben lassen. Dabei fühlten sie Beide, wie ihre Körper leise zitterten, das Blut ungestüm in den Adern floß.

„Mein Gott, Du bist ja ganz durchnäßt,“ sagte Braun, als sie endlich die ersten Häuser erreichten.

„Ja, das Wasser steht mir in den Schuhen.“ Sie war dem Weinen nahe.

„Wir müssen eine Kutsche nehmen. Bei meiner Wohnung in der oberen Neckarstraße finden wir schon eine. Es sind nur noch wenige Schritte hin.“

„Ich denke, in der Grabengasse wohnst Du“ — stuzte sie. „Dorthin habe ich Dir doch die Photographie geschickt.“

Braun mußte sich zur Seite wenden, um sein plötzliches Rotwerden zu verbergen. „Ja — freilich, — bisher —“ stotterte er, — — „aber gestern bin ich umgezogen. Da sind wir schon — —“

Sie war vor einem Laden stehen geblieben. „Ach bitte, warte einen Augenblick. Ich muß mir wirklich etwas kaufen. — Ein paar trockene Strümpfe“ — setzte sie verlegen hinzu. „So kann ich unmöglich weiter reisen.“

„Ja, — ja, — Du könntest Dich erkälten.“

Nach wenigen Minuten kehrte sie zurück, blieb aber, unentschlossen auf das Päckchen in ihrer Hand blickend, stehen.

„Wie viel Zeit haben wir noch, Vetter?“

„Kaum eine halbe Stunde.“

„Das reicht noch, — wenn Du wirklich da drüben wohnst. Ach, Vetter, — dürfte ich nicht“ — — sie verwirrte sich, glühend rot werdend, — — „ich meine, — wenn ich schnell auf Dein Zimmer könnte, um — um —“

Er begriff ihre Verlegenheit. „Um die Fußbekleidung zu wechseln. Aber selbstverständlich. Komme nur. Ich bleibe so lange vor der Tür stehen.“

Sie warf ihm einen dankbaren Blick zu.

„Ja, — ja, — ich bin gleich fertig.“

Während sie die Treppen hinaufeilten, befahl Benno Braun ein jäher Schrecken. Himmel, was würde sie denken, wenn sie seine Bude sah. Da lag ja noch die ganze schmutzige Wäsche am Boden. Am Morgen hatte er sie wie gewöhnlich der Mutter zum Waschen nach Hause schicken wollen, aber da er zum Bahnhof eilen mußte, war er mit dem Zusammenpacken nicht mehr fertig geworden und hatte in der Eile alles in größter Unordnung liegen lassen. Doch jetzt war nichts mehr daran zu ändern. Vor einer Tür im zweiten Stock blieb er stehen und steckte den Schlüssel in's Schloß.

Nadina stuzte. „Ja, — wohnst Du denn da?“

„Natürlich. Geh nur hinein.“

„Aber da steht ja ein anderer Name, — Benno Braun, cand. jur.“

Entsetzt blickte der Student auf. — „Ach — ja, — frei — lich, — die Karte meines Vorgängers. Ich habe vergessen, sie zu entfernen“ log er schnell gefast.

Das junge Mädchen verschwand im Innern. Gleich darauf hörte er ihre Stiefelchen klappern.

„Eile Dich nur,“ drängte er ungeduldig an der Tür. „Eben höre ich unten eine Kutsche halten. Die können wir gleich benützen. Es ist höchste Zeit.“

„Ich komme schon.“ Im nächsten Augenblick stand sie wieder draußen, und in rasender Fahrt ging es zum Bahnhof. Der Zug war gerade zur Abfahrt bereit. Vor dem ersten leeren Wagen blieb der Student zögernd stehen.

„Weißt Du auch Kousinchen, daß wir eine große Unterlassungssünde begangen haben!“

„Was meinst Du?“

„Nun, zur Begrüßung haben wir uns nicht einmal einen Kuß gegeben. Jetzt muß es wenigstens zum Abschied geschehen.“

Glutrot sah sie einen Augenblick zu Boden. Dann aber schlang sie plötzlich die Arme um seinen Hals und drückte ihre weichen Lippen auf seinen Mund. „Leb' wohl, Vetter Fritz! Und hoffentlich auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“ — Der Zug donnerte davon. Aber so lange er noch sichtbar war, winkten die flatternden Taschentücher einander grüßend zu.

Benno Braun atmete auf und zugleich seufzte er. Die russische Cousine war glücklich überstanden, und doch hätte er noch Tage lang in ihrer reizenden Gesellschaft herumwandern mögen.

Vom Bahnhof ging er sogleich in die Grabengasse, um den Freund über die glückliche Durchführung seiner Aufgabe zu benachrichtigen. Aber Fritz Falter war noch gar nicht nach Hause gekommen. Wahrscheinlich hatte ihm die Gerichtsverhandlung Durst gemacht, und er war gleich zum Biere gegangen.

Aufs Grabewohl schlug er den Weg über die neue Neckarbrücke nach Neuenheim ein. Vielleicht war der richtige Vetter Nadinas im Kronengarten daselbst zu finden. Doch er täuschte sich; aber nachdem er einmal eingetreten, ließen ihn die an den langen, grünbeschatteten Tischen sitzenden Kameraden nicht mehr los. Schließlich war es ihm auch recht, der Freund erfuhr morgen alles noch früh genug, und bei der glücklichen Stimmung, in der er sich befand, ließ er sich das Bier noch besser als sonst schmecken.

Es war lange nach Mitternacht, als er in ziemlich schwankendem Zustand heimkehrte. Ein blasser Schein des Mondes fiel in sein Zimmer, so daß er kein Licht anzuwenden brauchte. Doch schon bei den ersten Schritten stolperte er über weiche, am Boden liegende Gegenstände und fiel der Länge nach hin.

„Elende Wirtschaft!“ fluchte er über sich selbst.

„Hast eine schöne Ordnung, Frosch! Morgen in aller Frühe soll die Wäsche fort, und da liegt sie noch immer im Zimmer herum.“

Mühsam erhob er sich und begann ein Stück nach dem andern in die schon bereitgestellte Kiste zu werfen. Im fahlen Halbdunkel konnte er nicht erkennen, was er packte, und häufte in größter Unordnung alles zusammen. Die Mama wird es schon verlesen, tröstete er sich, und end-

lich mit der lästigen Arbeit fertig, warf er sich müde, ohne sich auszukleiden, auf's Bett.

Drei Wochen später hatte Benno Braun seine Wäsche immer noch nicht zurückerhalten. Er begriff die sonst so pünktliche Mutter nicht. Zweimal hatte er schon geschrieben, ohne eine Antwort zu bekommen, und wütend legte er eben wieder einen neuen Papiertragen an. Da ließen sich Schritte auf der Treppe hören. Hoffend, daß es endlich die ersehnte Kiste sei, öffnete er die Tür.



„Nun, zur Begrüßung haben wir uns nicht einmal einen Kuß gegeben!“

„Du, Stopfel“ rief er enttäuscht, — — ich glaubte schon, der Postbote wäre es.“

„Der ist mir unten im Hause begegnet.“

„Und hat er nichts für mich gehabt?“

„Doch, einen Brief. Da, — ich habe ihn Dir gleich mit heraufgebracht.“

Der Jurist griff hastig nach dem Schreiben, auf dem er die Handschrift seiner Mutter erkannte. „Teufel, was hat denn die Alte!“ Befremdet starrte er auf den kurzen Inhalt. „Deine Wäsche kommt, — ich selber bringe sie mit. Bis dahin gedulde Dich.“

„Deine Alte will Dich besuchen?“ fragte Falter.

„In der Tat. Aber ich begreife nicht. Das ist noch niemals dagewesen. Sonst scheut sie ja

das Reisen wie den Tod. Einen ganz besonderen Grund muß das wohl haben."

"Vielleicht eine freudige Überraschung." —

"Der Brief sieht nicht danach aus. Diese Kürze und dieser kalte Ton! Sie hat mir doch sonst immer seitenlang und mit den zärtlichsten Worten geschrieben."

"Sonderbar. Du hast doch nichts verbrochen, was sie erfahren hat?"

"Ich weiß mich so unschuldig wie der reinste Engel."

"Na, — dann mußt Du's halt abwarten. Aber was ich sagen wollte, Frosch. Ich bin nämlich gekommen, um Dich anzupumpen."

"Bist Du verrückt, Mensch. So kurz vor dem letzten des Monats! Ich lebe ja selbst schon seit einigen Tagen von Schulden."

"Ich meine auch nicht Geld, aber Deinen Frack mußt Du mir leihen. Ich selbst habe solch' ein Möbel nie besessen. Jetzt aber hat mich Professor Ellbacher, bei dem ich mich auf's Examen vorbereite, zu einer Abendgesellschaft eingeladen, und da kann ich unmöglich anders erscheinen."

"Mein Schwalbenschwanz wird Dir schwerlich passen."

"Es wird schon gehen. Auch die Weste brauch' ich dazu. Die meinige ist zu abgetragen. Kann ich das Zeug einmal probieren?"

"Warum nicht." Braun öffnete seinen hohen Kleiderkasten. "Da sind die Stücke."

Frik Falter warf die Oberkleider ab und stand eben in Hemd und Hose da, als sich wiederum Schritte auf der Treppe vernehmen ließen.

"Zum Henker, — da kommt wer!" —

"Meine Alte," — rief Braun erschreckt. "Ich kenne ihren Gang, sie hat Wort gehalten."

"Aber um Gotteswillen, — ich kann mich doch nicht so vor Deiner Mutter zeigen," jammerte Falter bestürzt.

"Nein, das geht nicht. Schnell mit dir in den Schrank!" Im nächsten Augenblick war der Freund in seinem Negligé hinter den Kleidern verschwunden, und Braun warf den Kasten zu. Dann eilte er an die Tür und öffnete.

"Nein, die Freude, — guten Tag, — Mama, — guten Tag!"

Er konnte nicht weiter sprechen. Die Worte blieben ihm im Munde stecken, als er in das entrüstete Gesicht der ehrwürdigen Dame blickte. Ohne seinen Gruß zu erwidern, fuhr die Frau Rat wie eine finstere Wetterwolke in's Zimmer,

und ihre scharfen grauen Augen musterten argwöhnisch den Raum.

"Wo hast Du sie versteckt, heraus damit!"

"Wen, — Mama, — wen?" stotterte fassungslos der Student.

"Die schändliche Person, die mir meinen einzigen Sohn verführt hat!"

"Aber — Mama, — ich begreife kein Wort."

"Ein Verhältnis hast Du!" Willst Du es leugnen?"

"Ich weiß wahrhaftig nicht, — wen Du meinst." —

"Das Frauenzimmer, dem das da gehört, das Entsetzliche, das ich unter Deiner Wäsche gefunden habe!"

Am ganzen Leibe vor Aufregung zitternd, zerrte sie an ihrer Tasche. Endlich hatte sie das Corpus delicti heraus und hielt es dem Sohne mit hochrotem Kopfe vors Gesicht.

"Kennst Du das?"

"Aber das sind ja Strümpfe" —

"Damenstrümpfe, — Du abscheulicher, entarteter Mensch. Deinen ganzen schändlichen Lebenswandel haben sie mir verraten. O, daß ich so etwas erleben muß, — in unserer ehrbaren, tugendhaften Familie!"

"Vielleicht gehören sie meiner Wirtin."

"Versuche nicht, Dich rein zu waschen. Es nützt Dir nichts. Deine Wirtin heißt Rosa Fint, und hier stehen die Buchstaben N. K. eingemerkt."

Benno Braun, dem die Sache bisher unfaßbar gewesen, fiel es plötzlich wie Schuppen von den Augen. Bei der damaligen Hast hatte die russische Koufine diese Unglücksstrümpfe wieder mitzunehmen vergessen, und er hatte sie in der Nacht ahnungslos mit in die nach Hause gehende Wäschekiste geworfen. Aber das durfte er doch nicht verraten, zumal vor den Ohren seines Freundes.

Während er ratlos verstummte, schnellte die Mutter plötzlich vom Stuhle empor, auf dem sie sich ganz erschöpft niedergelassen.

Ihre Augen waren wie hypnotisiert auf den Kleiderkasten gerichtet, in dem sie deutlich ein Geräusch wie von einem unterdrückten Niesen oder Husten vernommen hatte.

"So, — jetzt haben wir Dich und sie! — Auf der Stelle öffne den Schrank!"

"Aber, — Mama" — —

"Ich will es, — verstanden? Die abscheuliche Person war bei Dir, als ich kam, und da drinnen hast Du sie verborgen."

Braun zögerte noch immer. Da stürzte sie selbst auf den Kasten zu, um zu öffnen.

„Mama, — um Gottes willen, — du wirst erschrecken, — wenn“ — —

„Ich erschrecke über nichts mehr.“

Entschlossen riß sie die Tür auf, prallte aber im gleichen Augenblick mit einem lauten Schrei zurück.

„Was, — ein Mann!“ — —

Der Versteckte, der im letzten Augenblick schnell einen ihm nicht passenden Rock über die Schultern geworfen hatte, sprang mit beiden Füßen aus dem Kasten.

„Mein Freund Fritz Falter“ plagte Benno, der bei dem komischen Anblick das Lachen nicht verhalten konnte, heraus.

„Wem aber gehören denn dann die Strümpfe?“ leuchte die noch immer erobste Dame.

„Bitte, — die sind mein Eigentum“, — klang plötzlich eine helle Stimme, die alle in jähem Erstaunen herumriß.

In der geöffneten Zimmertür stand die russische Kousine. „Verzeihen Sie,“ — fuhr sie fort, — „ich wollte meinen Vetter auffuchen. Aber bei dem Lärm, der hier herrschte, überhörte man mein Klopfen. So wagte ich einzutreten.“

„Nadina!“ rief sich vergessend Fritz Falter.

„Kousine“ stammelte feuerrot werdend Benno Braun.

Die Frau Rat triumphierte. „Vetter und Kousine, das kennt man.“ lachte sie höhnisch auf. „Also hatte ich doch recht, — und jetzt findet sich diese dreiste Person noch selber ein!“

„Dreiste Person?“ wiederholte die Russin erblassend. „Ich kenne Sie nicht, meine Dame, — und muß doch bitten —“

„Mama, — um's Himmelwillen, — beleidige Fräulein Koberdajeff nicht.“ —

„Ein nettes Fräulein, — das auf dem Zimmer eines Studenten Strümpfe liegen läßt!“

„Es ist in der Eile geschehen“ — stotterte Nadina verwirrt, — — „und mein Vetter war gar nicht im Zimmer. Aber Fritz, — ich begreife gar nicht, — Deine Mutter ist doch tot.“

„Was, — tot,“ — schrie die Rätin wütend, — „schändlich, wenn er Ihnen das vorgelogen hat. Nein, Gott sei Dank, ich lebe noch, um über den Lebenswandel meines Benno zu wachen.“

„Benno nennen Sie ihn? — Aber er heißt doch Fritz.“

„Verzeihung, — der Fritz bin ich.“ Entschlossen trat Falter vor.

„Sie, — ich kenne Sie nicht, — wer sind Sie?“ rief das junge Mädchen in grenzenlosem Erstaunen.

„Dein Vetter, — Nadina.“

„Du? — Ja, — um Gotteswillen, — und dieser!“

„Mein bester Freund, Benno Braun, der Dich, da ich unmöglich kommen konnte, statt meiner in Heidelberg herumsührte.“

Nadina stand sprachlos. Es schien, als ob sie vor Schrecken in Ohnmacht fallen wollte. Benno aber sprang hinzu, stützte sie und geleitete sie fürsorglich zum Sofa. „Ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung, mein Fräulein.“



„Nadina,“ rief, sich vergessend Fritz Falter.

„Das tue auch ich,“ sprach besänftigt die Rätin, — „wenn mein Sohn unschuldig ist und Sie wirklich die Kousine dieses Herrn sind —“

„Aber, — Fritz, — wie konntest Du mich so betrügen!“

Nadina blickte vorwurfsvoll ihren richtigen Vetter an.

„Das Ganze scheint ein dummer Studentenstreich zu sein.“

„Den ich bitte, mich erklären zu lassen, Frau Rat“ — fiel ihr Falter in's Wort und hastig erzählte er den Zusammenhang.

„Und haben Sie Dich wirklich eingesperrt, — Du böser Mensch?“ fragte die Russin.

„Nein,“ lachte Fritz, — — „so schlimm ist es Gott sei Dank nicht geworden. Mit einer geringen Geldstrafe bin ich davon gekommen. Aber nicht wahr, Du schreibst meinem Alten nichts davon?“

„Eine Straje hättest Du schon verdient.“
Nadina blickte auf Benno Braun. — „Doch ich weiß eine andere, nämlich Dir die volle Wahrheit zu sagen.“

„Und die wäre?“

„Daß mir mein falscher Vetter noch besser gefällt, als der echte.“

„Nadina!“ wollte Braun aufjubeln, doch die Mutter kam ihm zuvor.

„So wäre ja alles in Ordnung. — Indessen die Strümpfe“ — meinte sie mit einem lezten Rest von Mißtrauen.

Die junge Russin beugte sich zu ihrem Ohr. „Das will ich Ihnen später im Vertrauen sagen, Frau Kat,“ flüsterte sie, „damit Sie nichts Schlimmes von mir denken. Auch mein Besuch

hier erklärt sich auf die einfachste Weise. In Köln ist mir eine reiche Erbschaft zugesprochen worden, und da ich auf der Rückreise noch Zeit zu einem kurzen Aufenthalt hier übrig habe, wollte ich meinem vermeintlichen Vetter mit der frohen Nachricht überraschen!“

„Wir gratulieren!“ riefen Braun und Falter gleichzeitig.

Ein Jahr später konnte Fritz Falter seiner russischen Koufine abermals gratulieren; denn nachdem Mutter und Tochter nach Deutschland übergesiedelt waren, hatte sich Nadina Koberdajeff mit Benno Braun, am Tage, da er sein Examen glücklich bestanden, verlobt.

Lauf der Welt.

Von Paul Gustav Krause.

Das Gretel war drei Jahre alt,
Als Nachbars Hans war neun —
„Du liebes kleines Püppchen fein,
Komm' mit zu uns ein Weilschen 'rein!
Du und mein Schwesterchen und ich,
Wir spielen dann zu drein,
Wir spielen „Mann und Frau und Kind!“
— Ja? Komm geschwind!“

Als Gretchen dann 10 Jahr' alt war,
War Hänschen schon „Herr Hans“
Und dreht sein erstes Schnurrbarthaar,
Fand er's auch oft nicht ganz.
Mit Mädchen spielt er lang nicht mehr —
Das war ja schon so lange her.

Die Gretel sah er dann und wann,
Die Gret', des Nachbars Kind,
Wenn sie die Trepp' herunterkam,
Klink wie ein Saufewind.
Doch Hans, der ging mit Mannesstolz
Nur grüßend meist vorbei —
Er war ein „Mann“ und aus die Zeit,
Die Zeit der Kinderei!
Doch kam dann ihr Geburtstag 'ran,
So lief er hin und kauft' ein Herz,
Und schenkte ihr ein großes Herz —
Ein Herz aus Marzipan. —

Und wieder flossen Jahr um Jahr
Dahin ins ew'ge Meer.
Des Nachbars Gretel längst schon war
Kein kleines Mädel mehr.
Ein frühtau-frisches Mägdelein
Schaut sehnsuchtsbang hinaus:
„Heut kommt ja Hans — Herr Maler Hans
Auf Ferienfahrt nach Haus!“ —
Hans kam. Auf froher Studienfahrt
Sah er die ganze Welt.
Doch als er so bei Grete sitzt
Und all' das ihr erzählt —
Da findet er in ihrem Aug'
Noch eine and're Welt,
Die noch vieltausendmal ihm mehr
Als die dort drauß' gefällt.
Dabei wird's still im Stübchen klein,
Denn keiner weiß was mehr —
Nur traulich-matter Dämmererschein
Senkt sich erinnerungsschwer.

Da plötzlich fragt Hans wie im Traum
„Sag, Gretel, weißt du noch,
Wie wir als Kinder einst gespielt? —
Du warst das Kindchen doch! —
Woll'n wieder spielen so wie einst,
Doch Du bist Frau — nicht Kind —
Woll'n wieder spielen „Mann und Frau“
Ja, Liebchen? — Komm geschwind!“

Der Postmichel vom Odenwald.

Eine Volksfage.

Wo im Südosten des badischen Odenwaldes die Gemarkungsgrenze die Dörfer M. und N. scheidet, beginnt ein großer Wald, der sich hauptsächlich nach Süden ausdehnt, den Odenwäldern bekannt unter dem Namen „Michelherd“. Es wird wohl kaum ein Grundstück seinen Namen einer so tragischen Geschichte zu verdanken haben, wie dieser Wald. Sie lautet folgendermaßen:

Eines Tages schritt ein junger, gutgekleideter Herr durch fraglichen Wald. Er war der Sohn eines reichen Gutsbesizers und hieß Robert mit seinem Vornamen. Schon an seinem feinen Anzug, noch mehr aber an den kostbaren Ringen, die seine Finger schmückten, war zu ersehen, daß er reicher Leute Kind war. Robert war beauftragt, einem Geschäftsfreunde seines Vaters, der in der Nähe der Amtsstadt M. wohnte, eine größere Summe Geldes zu überbringen. In Gedanken versunken, merkte er gar nicht, daß er von dem richtigen Wege, der durch Kiefern- und Nadelholz führte, abgekommen war und einen Seitenweg eingeschlagen hatte. Da wurde er durch ein Geräusch aus seinem Sinnen aufgeschreckt, . . . ein aufgeschreckter Hase sprang vor ihm gerade über den Weg; ein bevorstehendes Unglück war ihm damit angedeutet. Es wurde ihm plötzlich ganz seltsam zu Mute. Sich näher umsehend, erkannte er, daß er in einen Buchwald geraten war. Einen Augenblick blieb er ungeschlüssig stehen. Dann wollte er umkehren, — da ertönten in einiger Entfernung wuchtige Artillerie. Voll Freude, hier jemand zu finden, der ihm vielleicht den rechten Weg zeigen könnte, eilte er darauf zu. Da erblickte er einen Mann, der mit einem Burschen einen gefällten Baum zerkleinerte. Robert grüßte und bat freundlich um Auskunft. Die beiden Männer musterten ihn scharf und zeigten ihm einen Pfad, der, wie sie angaben, ihn wieder auf den richtigen Weg führe. Höflich dankend zog Robert einen schwergefüllten Beutel hervor und gab den Holz-hauern ein Geldstück. Beim Anblick der Börse wechselten beide Männer einen lästernen Blick, der jedoch Robert völlig entging. Nichts ahnend

Gausfreund.

entfernte sich der Gutsbesizersohn, den ihm bezeichneten Fußpfad einschlagend. Es war höchste Zeit, daß er wieder auf richtiger Fährte sich befand, denn die Sonne war schon im Begriff hinter dem Ragenbuckel zu versinken. —

Tags darauf ging Gutsbesizer Edelstein, Roberts Vater, unruhig in seinem Hause auf und ab. „Wenn ich mir nur erklären könnte, warum Robert so lange ausbleibt. Er hat mir doch versprochen, gestern Abend noch zu kommen, und jetzt ist es schon wieder Nachmittag, und er ist noch nicht zurückgekehrt,“ sagte er zu seiner ebenfalls besorgten Frau. Auch der Abend verstrich, und Robert kam nicht nach Hause. Die Frau überschüttete am nächsten Morgen ihren Mann mit heftigen Vorwürfen, weil er den Sohn so ganz ohne Begleitung fortgeschickt habe. Sie bat, ihm einen Knecht nachzusenden. Der Bediente kam jedoch zurück mit der Meldung, daß Robert an seinem Bestimmungsort überhaupt nicht eingetroffen sei. Diese Nachricht rief große Bestürzung hervor. Jetzt begab sich der Vater zum Amte, um Anzeige zu erstatten. Der Amtmann ordnete einen Streifzug durch die „Michelherdwaldungen“ für den nächsten Tag an. In einige, an den Wald angrenzende Dörfer wurden am gleichen Tage noch Boten geschickt, um einen Durchforschungsbefehl den Gemeindevorstehern zu überbringen. Am kommenden Morgen versammelten sich sämtliche erwachsenen männlichen Bewohner der in Frage stehenden Dörfer vor dem Gemeindehause, und jedem Volkshaufen wurde eine Polizeiperson vorgesezt, um so ordnungsgemäß das vorgeschriebene Waldstück zu durchstreifen. Für den Fall, daß eine Abteilung Erfolg haben würde, sollte das Abfeuern dreier Flintenschüsse als das Zeichen zur Zusammenkunft gelten. So wurde nun die gesamte Michelherdwaldung durchstreift. Man hätte meinen können, es fände eine große Treibjagd statt. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, und mancher wollte schon mutlos werden, — da ertönte aus einer Richtung, wo fast undurchdringliches Dickicht stand, ein entseztliches Geschrei, und gleich darauf das dreimalige Bumm, bumm, bumm. Alle

5

stürmten dem Schalle nach. Die Ankommenden waren starr vor Schrecken. . . Mitten in einer Vertiefung, von Laub und Sträuchern umgeben, lag ein mit Blut bedeckter Körper, — die Leiche Roberts. — —

Dieser war offenbar das Opfer eines Raubmordes, ins Dickicht geschleppt und dann mit Streu bedeckt worden. Von den anwesenden Gendarmen wurde der in der Amtstadt M. wohnende Arzt herbeigeholt, der mehrere Schlagwunden an dem Hinterkopfe des Getödeten feststellte.



— und zwei Gendarmen traten herein.

Die Volkshäufen kehrten nunmehr in ihre Dorfschaften zurück. . . Die Erregung über die Tat war im ganzen Odenwalde groß. Der Schmerz der armen Eltern war unbeschreiblich, als ihnen die Hiobspost gebracht wurde. — —

Monate waren vergangen; aber man hatte noch nicht die geringste Spur vom Täter entdeckt, trotzdem die Behörden eifrig Nachforschung hielten.

Jedermann mied von nun an den unheimlichen Forst. Sollte — fragte man sich — hier gar eine Räuberbande haufen? Sollte der reiche Gutsherr mit der gespickten Börse und den Brillantringen ihr zum Opfer gefallen sein? Mußte aber jemand den Wald durchschreiten, tat ers nicht allein, sondern sorgte für starke Begleitung. Dermaßen hatte die Furcht alle Gemüter ergriffen.

Nur einen gab's, der öfters den Wald allein — ohne Angst und Grauen durchritt. Es war der bei der gesamten Odenwaldbevölkerung unter

dem Namen der „Postmichel“ bekannte, äußerst beliebte Postreiter. Er hatte in der Hauptstadt des Odenwaldes seinen Wohnsitz. Allwöchentlich hatte er einmal den Dorfschaften des Bezirks die wenigen eingelaufenen Brieffschaften zu überbringen. Schmetternde Töne, die er seinem mit einer rotgelben Kordel gezierten Posthorne entlockte, kündeten jeweils den Dörfern sein Kommen und Gehen an. — —

So durchritt er auch heute, an einem heißen Sommertage, den Wald. Eine schwüle Luft lagerte drückend auf Mensch und Tier; das Köhlein trabte mit gesenktem Kopfe einher — und auch dem Postmichel war's heute nicht recht zumute. Müde senkte er das Haupt zu Boden. Da, nicht gar weit von der Stelle, wo die schauerhafte Bluttat begangen worden war, sah er einen Gegenstand auf der Erde glitzern. Der Reiter schwang sich vom Pferde, betrachtete sich die Sache näher — es war ein goldener Ring, der einen kostbaren Edelstein in der Fassung barg. Das Kleinod erregte so sehr seinen Gefallen, daß er es sofort an den Finger steckte und von nun an ständig trug. Er tat dies um so unbedenklicher, als sich auf sein wiederholtes Nachfragen kein Eigentümer des Funds meldete.

Wieder sind einige Monate verstrichen, ohne daß sich etwas ereignet hat, das Licht in die dunkle Sache gebracht hätte.

Da sah der Postmichel eines Tages in einer Dorfschenke, als die Türe sich öffnete und ein ernst aussehender Herr eintrat. Alle Gäste erhoben sich bei seinem Erscheinen zum Gruße von ihren Sitzen. Es war kein anderer als der Gutsherr, der in den letzten Monaten aus Gram um Jahre älter gewordene Vater des ermordeten Robert. Von einem Geschäftsgange zurückkehrend, wollte er seinen Heimweg unterbrechen und ein wenig ausruhen. Er setzte sich an den Tisch, an dem der Postmichel sich niedergelassen hatte. Dieser wollte eben sein Glas zum Munde führen, da fuhr Edelstein, dessen Blicke zufällig auf die Hand des Postreiters fielen und an ihr den kostbaren Ring seines ermordeten Sohnes entdeckten, von seinem Sitze empor und verließ geisterhaft bleich, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, die Wirkstube. Die Gäste sahen sich einander fragend an und konnten sich das sonderbare Gebahren des Gutsherrn nicht erklären.

Nach einer kurzen Weile verließ auch der Postmichel, wie von einer bangen Vorahnung erfaßt,

die Gaststube, um nach seinem Wohnort zurückzureiten.

Als er dort angekommen war, sein Pferd besorgt und seine Postfächer abgeliefert hatte, begab er sich in seine Wohnung. Einige Stunden später hörte er einen Wagen an seinem Hause vorfahren. Er eilte zum Fenster, um zu sehen, wer angefahren sei. Da wurde auch schon hinter ihm hastig die Türe aufgerissen, und zwei Gendarmen traten herein. Sie erklärten ihm, er sei dringend verdächtig, bewußten Mord begangen zu haben. Dabei rissen sie dem maßlos Erschrockenen jenen Ring gewaltsam vom Finger. Noch ehe sich der Postreiter von seinem Schrecken erholt hatte, war er gebunden, zum Hause hinausgeführt und in den draußen bereit stehenden Wagen geschoben. Der eine Polizist nahm neben ihm Platz, während der andere sich auf den Vock schwang. Der Kutscher trieb die Pferde an, und das Gefährt kaufte in rasender Eile dahin.

Vor einem Turme wurde Halt gemacht, und der Postmichel wurde in den Kerker geworfen.

War die Erregung, die auf das Verbrechen gefolgt war, groß, so steigerte sie sich nach der Gefangennahme des Postmichels; denn dieser war bei allen Leuten geachtet und geehrt; ihm konnte man eine üble That überhaupt nicht zutrauen, am wenigsten aber einen Mord.

Der Gefangene wurde alsbald aus dem Kerker hervorgeholt und von dem Richter gefragt, auf welche Weise er zu dem Ring des ermordeten Robert Edelstein gekommen sei. Er erwiderte, er habe ihn bei einem Dienstritt durch den Wald gefunden.

„Ihr wollt Euch ersrecken, die That zu leugnen? Niemand anders als Ihr habt den Mord begangen! Alle Umstände sprechen gegen Euch! Ihr habt an dem Tage, an dem das fluchwürdige Verbrechen verübt wurde, den Wald durchritten. Wenn Ihr Euch nicht gutwillig zu einem Geständnisse bequemt, so haben wir noch ein Mittel, von Euch ein solches zu erzwingen,“ sprach der eine der Richter.

„Ich weiß, daß meiner die Folter harret,“ entgegnete der Angeklagte, „doch die schrecklichsten Folterqualen können mich nicht dazu bringen, mich zu einer That zu bekennen, die ich nicht begangen habe.“

Der Richter bewilligte ihm drei Tage Bedenkzeit. Hierauf wurde er wieder in den Kerker zurückgebracht.

Als die drei Tage verstrichen und die Richter in dem von Kerzen feierlich beleuchteten Gerichts-

saale wieder vollzählig versammelt waren, brachte man den Angeklagten herein. Es wurde ihm wieder dieselbe Frage vorgelegt, ob er die Mordthat eingestehen wolle? Jedoch der Postmichel beteuerte immer wieder seine Unschuld.

Jetzt schritt man zur Folter. Der Vorsitzende gab den Gerichtsdienern einen Wink. Darauf wurde im Hintergrunde des Gerichtssaales ein Vorhang emporgezogen. Fackeln brannten darin, und in ihrem Scheine war die mit gräßlichen Marterwerkzeugen ausgestattete Folterkammer sichtbar. Sie führten ihn hinein. Der Stockmeister und seine Gehilfen nahmen ihn in Empfang, rissen ihm die Kleider vom Leibe und banden ihn auf die Folterbank. Michels rechter Fuß wurde in ein Eisen gelegt, das die Form eines Beines hatte. Zwischen dem Beine und dem Eisen sollte ein Keil hineingeschlagen werden. Jedoch ehe noch die Werkzeuge in Bewegung gesetzt wurden, wurde er mit dem Martergrade bekannt gemacht und nochmals gefragt, ob er ein reuiges Geständnis seiner That ablegen wolle, durch das er sich die entsetzlichen Qualen ersparen könne. —

Doch der Postmichel schüttelte nur das Haupt und sagte: „Meine Unschuld ist meine Stärke.“

Eine Handbewegung des Richters genügte, — und die Henker begannen ihre schreckliche Arbeit, die ihm das Bein furchtbar zerquetschte und ihm gräßliche Schmerzen bereitete. Dumpf hallten die Schläge durch die schauerliche Folterkammer. Der Unglückliche preßte die Lippen zusammen, kein Schmerzenslaut entfloß seinem Munde. So lange die Folterkammer bestand, hatte noch keiner, der gemartert wurde, eine solche Standhaftigkeit im Leiden bewiesen. Der Stockmeister berichtete, daß der Keil eingetrieben sei und man mit diesem Grade nichts mehr ausrichten könne.

Der anwesende Stadtphysikus wurde nun um seine Ansicht gefragt, ob der Angeklagte noch eine weitere Tortur ertragen könne. Der Arzt gab sein Gutachten dahin ab, daß man bei der ungewöhnlich starken Muskelkraft des Postmichels in der Folterstrafe ruhig weiterschreiten könne.

So wurde nun von Glied zu Glied geschritten, bis der Postmichel, durch den starken Blutverlust erschöpft, in eine Ohnmacht sank. Jetzt erst ließen seine Peiniger von ihm ab, damit er ihnen nicht unter der Hand erliege. Der Unglückliche wurde in das Gefängnis zurückgetragen.

Troßdem die Folterqualen dem Angeklagten ein Geständnis nicht zu erpressen vermocht hatten,

dachten die Richter doch nicht im entferntesten daran ihn freizusprechen. Nach kurzer Beratung wurde er zum Tode verurteilt.

An demselben Nachmittage noch erschien im Kerker ein Gerichtsbote, einen Bogen Papier unterm Arm, um dem Verurteilten das Urteil zu verlesen. Der Postmichel schnitt ihm jedoch die Rede ab mit den Worten, er könne sich die Mühe des Vorlesens ersparen. Er wüßte nur zu wissen, wann und auf welche Weise er hingerichtet werde.



Er setzte seine Trompete an die Lippen.

„Eure Hinrichtung wird übermorgen, um die sechste Morgenstunde, durch das Schwert stattfinden. Wenn Ihr noch einen Wunsch habt, der nicht den Gesetzen entgegengeht, so soll er Euch gewährt werden.“

„Mein letzter Wunsch ist der,“ erwiderte der Postmichel, „daß man morgen einen Geistlichen in meine Zelle sende, damit ich mich mit seinem Beistande auf den Tod vorbereiten kann. . . Und noch eine Bitte habe ich, fügte er hinzu, die man mir nicht versagen wolle, daß man mich in meiner eigenen Kleidung, nicht im Sträflingsgewande, zum Gerichtsplatze führe und daß man mein Pferd und mein Posthorn dorthin bringen lasse, damit ich mit diesem Abschied von der Welt nehmen kann.“

Der Gerichtsbote versicherte ihn, daß ihm diese Bitten erfüllt würden.

Der Postreiter brachte seinen letzten Lebenstag zusammen mit dem Geistlichen zu.

* * *

Der Tag der Hinrichtung war angebrochen. Eine große Volksmenge hatte sich bereits seit Tagesgrauen um den Richtplatz versammelt, und noch immer strömten Neugierige herbei, um der Hinrichtung beizuwohnen. Eben verkündete die Turmuhr die sechste Stunde . . . da erscholl das Armsünderglöcklein . . .

Von dem Geistlichen am Arme geführt und von einem starken Aufgebot von Gendarmen umgeben, schritt der Postmichel aufrecht, soweit es sein geschundener Körper noch erlaubte, die Straße entlang, dem Richtplatze zu. Dieser war auf einer kleinen Anhöhe vor der Stadt hergestellt worden. Es wurde Halt gemacht. In demselben Augenblicke entstand auf der andern Seite ein Gedränge, und sogleich ertönte ein Gewieher. Das Pferd des Postmichels wurde von einem Manne am Zügel herbeigeführt. Er brachte zugleich auch das gewünschte Posthorn mit. Das Pferd erkannte seinen Herrn und drängte sich unter fortwährendem Gewieher zu ihm hin. Der Postreiter streichelte sein Lieblingspferd, das ihm viele Jahre hindurch sein treuester Begleiter gewesen war, und das, wenn es hätte sprechen können, seine Unschuld glänzend bewiesen hätte. Dabei rollten dem Verurteilten Tränen über die Wangen. Dann aber nahm er gefaßt sein Posthorn in die Hand und bat die umstehenden Gendarmen ihn auf sein Pferd zu heben. Diesem Wunsch wurde sofort stattgegeben. So saß nun der Postmichel zum letztenmal auf seinem Kößlein, in feierlicher majestätischer Haltung. Seine Augen strahlten, sein ganzes Benehmen atmete Unschuld.

Totenstille herrschte ringsum . . . Er setzte seine Trompete an die Lippen, und nun erschallten die Töne, die schon tausendmal durch den Obenwald geklungen waren, doch mächtiger und erhebender, wie je in seinem Leben.

Da ging ein Schluchzen und Beben durch die ungeheure Menschenmenge, bis der letzte Ton des Liedes verstummt war.

Jetzt trat wieder Stille ein . . . und der Postreiter, die Hand wie zum Schwur erhoben, rief mit mächtiger Stimme die prophetischen Worte: „Das nächste Jahr um diese Stunde sollen über dem Hause, wo die wirklichen Mörder wohnen, dieselben Töne wieder erklingen, damit meine Unschuld vor aller Welt offenbar werde!“

Nach diesen Worten wurde er vom Pferde gezogen und die Stufen des Blutgerüstes hinaufgeführt. Der Geistliche kniete nieder und sprach ein ergreifendes Gebet. Während desselben wurden dem Postmichel die Augen verbunden, und mit einem Ruck war er auf den Richtstuhl geschnallt. — Das Richtschwert blitzte durch die Luft — und der Postmichel war nicht mehr.

Der Scharfrichter hob das abgeschlagene Haupt in die Höhe und fragte den obersten Richter: „Habe ich recht gerichtet, wie Gott und Urteil spricht?“ Dieser antwortete: „Du hast recht gerichtet, wie Gott und Urteil spricht.“ — Die Leiche wurde in einen bereitstehenden, rohgezimmerten Sarg, und zwar das Haupt ans Fußende gelegt.

Ziefer schüttelt verließ die Volksmenge den Gerichtsplatz. Die meisten waren nichts weniger als von der Schuld des Hingerichteten überzeugt. Unter den letzten, die den traurigen Ort verließen, befanden sich auch zwei Männer. Sie hießen Herd mit ihrem Zunamen. Diese waren niemand anders, als die beiden Holzhauer, die dem verirrtten Robert seinerzeit im Walde den Weg gezeigt hatten. Beide warfen sich gegenseitig besorgte Blicke zu, die mehr sagten als Worte. — —

* * *

Der Herbst war ins Land gezogen, mit vollen Backen blies der Wind über die Stoppelfelder des Odenwaldes. An einem regnerischen Abend des Monats Oktober war's — eben rief der Nachtwächter die erste Stunde, — als die beiden Männer ihre Bohnung und ihr Heimatsdorf verließen. Als sei der Böse, in' leibhaftiger Gestalt hinter ihnen her, strebten sie der Grenze zu. Sie flohen ins Ausland.

Genau um die Stunde nach Jahresfrist, da Postmichels Haupt gefallen war, erschallten über dem Hause der Flüchtlinge, gleich den Posaunen des Gerichts, jene seltsamen Töne, die der Hingerichtete in seiner letzten Stunde hatte ertönen lassen. Die Prophezeiung Michels war in Erfüllung gegangen, — — das Geheimnis war — gelöst. Es stand jetzt bei jedermann fest, daß der Postreiter unschuldig enthauptet worden war und daß die beiden Ausreißer die wirklichen Täter waren. — — —

Die Hoffnung der Bösewichte, im fremden Lande Ruhe zu finden, ging nicht in Erfüllung. Allüberallhin verfolgte sie die Stimme des bösen Gewissens. Sie sahen im Geiste den Postmichel auf seinem Rosse sitzen; sie hörten seine Stimme in ihren Ohren gellen. So zogen sie denn umher, vom äußersten Osten zum fernsten Westen; doch nirgends fanden sie Ruhe. Die Rache hatte sich an ihre Sohlen geheftet.

Wenige Jahre waren vergangen. Beide Mörder waren an Leib und Seele zerrüttet. Da kehrten sie in die Heimat zurück und stellten sich dem Gerichte. Sie wurden sofort in den Kerker geworfen. Einige Tage darnach fielen die Würfel . . . Der Urteilspruch lautete dahin, daß sie gerädert werden sollten.

Als am nächsten Morgen der Kerkermeister ihre Zelle öffnete, schnellte er mit einem Schrei des Entsetzens zurück . . . Vom Gitterfenster herab starrte ihm das furchtbar entstellte Angesicht der Missetäter entgegen. Beide hatten sich am Fenstergitter aufgeknipt und sich so dem Arme der irdischen Gerechtigkeit entzogen. Sie standen nun vor einem höheren Richter. — —

Seit dieser Zeit aber heißt fragliches Gewann im Odenwald nach den Helden unserer Geschichte „Michelherd“.

Vom Frühling zum Herbst.

Von Dr. med. G. S . . . (†).

1. Sonnenschein, Frühlingsluft,
Vogelsang und Waldesduft
Zieh'n mich fort, zieh'n mich hinaus,
Lebe wohl, mein Vaterhaus!

2. Auf den Berg, das Tal entlang,
Wand're ich mit Sing und Sang;
Durch die Welt, so weit und hell,
Zieh ich fahrender Gesell.

3. Lust'gem Mann, meinen Gruß,
Schöner Maid, einen Kuß!
Immer frisch und immer froh,
Ewig bleibt's ja doch nicht so.

4. Alter kommt, Jugend flieht,
Und der Wandrer heimwärts zieht.
Denk der Zeiten, die verlossen,
Ist von Freud und Leid umschlossen.

Die Windfahne.

Von Franz Wichmann.

„Gewiß, es ist die Südseite,“ antwortete die freundliche Vermieterin auf Max Halbherr's Frage, „die Wohnung ist im Winter warm und im Sommer nicht zu heiß. Auch sind Sie in wenigen Minuten bei den Anlagen.“

Er sah sich noch einmal in den Zimmern um. Die zierlichen, geschmackvollen Möbel, die peinliche Sauberkeit, die gewinnende Erscheinung der Frau, — alles machte den besten Eindruck. „Ich bin dir wirklich dankbar,“ sagte er leise zu mir.

„Also gefällt es dir hier?“

„Ausgezeichnet. Der Preis ist ebenfalls bescheiden. Nur die Aussicht möchte ich noch sehen.“

„Drunten ist eine prächtige Allee, die den Staub auffängt und Ozon ausatmet.“

Er war schon ans Fenster getreten und hatte den Flügel geöffnet. Plötzlich sah ich, wie er unangenehm berührt zurückfuhr. „Hörst du das widrige Geräusch?“ fragte er.

„Das Kreischen der Windfahne meinst du?“

„Ja, — und gerade auf dem Nachbarhause! Wie sie sich dreht und wendet, — mit jedem Luftzug, hierhin, dorthin, ohne zu einem festen Stand zu kommen, — und dann das abscheuliche Knarren und Schrillen — wie boshafte Höllengelächter, — das ist unerträglich.“

„Sie ist nur ein wenig rostig und schlecht geschmiert,“ beruhigte ich. „Windfahnen sind ja auf vielen Häusern. Das wird dich doch nicht abhalten.“

„Ich werde es mir noch überlegen“ — fiel er mir ins Wort, — — „bis morgen Mittag bringe ich Ihnen Bescheid. Wenn nicht, können Sie anderweitig über die Wohnung verfügen.“

Sein Benehmen war mir geradezu unverständlich. Eben noch fest entschlossen, die von mir empfohlenen Zimmer zu mieten, schien er plötzlich alle Freude daran verloren zu haben.

Am nächsten Tage ließ Max sich nicht bei mir sehen. Gegen Abend eilte ich neugierig zu Frau Höfler.

„Ihr Freund ist nicht wiedergekommen,“ sagte sie, — „ich glaube, die Windfahne da drüben hat ihn abgeschreckt.“

Ich stand wie vor einem Rätsel.

Bald darauf zeigte mir Max seine neue Wohnung. Kleine, enge und niedrige Zimmer, — aus dem Fenster ein oder Blick in eine nuchterne Straße, eine Hausfrau mit mürrischem Gesicht, von schreienden Kindern umgeben, — und überall die Spuren mangelnder Reinlichkeit.

„Ich muß zufrieden sein,“ meinte er achselzuckend, „es fand sich eben nichts besseres mehr.“

„Du verdienst auch nichts besseres!“ rief ich ärgerlich.

Er lächelte wehmütig. „Dort konnte ich nicht wohnen. Man sitzt nicht gern den ganzen Tag vor einem Spiegel. Aber das kannst du nicht verstehen.“

„Allerdings nicht, — und will es auch gar nicht.“

„Das Letzte war eine Unwahrheit. Die unheimliche Windfahne ging mir die nächste Zeit nicht aus dem Kopf. Während unserer Jugendbekanntschaft war nichts vorgefallen, was mir seine Abneigung begreiflich machen konnte. Auf der Universität in Leipzig hatten wir uns kennen gelernt und gemeinsam unser Einjährig-Freiwilligen-Jahr abgedient. Die Erinnerung daran bildete ein festes Band der Freundschaft, obwohl wir, bald wieder getrennt, uns 20 Jahre nicht mehr gesehen und uns nur flüchtig geschrieben hatten. Er war grau geworden wie ich. Nachdem er seine Berufstätigkeit als Apotheker abgeschlossen, wollte er nunmehr den Rest seiner Tage beschaulich in München verleben und hatte sich deshalb einer geeigneten Wohnung wegen schon vorher brieflich an mich gewandt.

In der Folgezeit, da wir uns häufiger trafen, vergaß ich meinen Ärger über seine Wunderlichkeit. An einem Sonntag-Nachmittag wollte ich ihn zu einem trinkbaren Tropfen abholen. Es stürmte und wettelte so, daß er mein Klopfen nicht hörte. Ohne weiteres öffnete ich die Tür.

Max stieß einen leichten Schrei aus. Er stand am Fenster, ein Papier in der Hand, und starrte einem grauen, unbestimmbaren Etwas nach, das draußen durch die Luft davonwirbelte.

„Entschuldigen — — mein rasches Öffnen, — der Windzug“ — — sagte ich verlegen — und mein Blick fiel auf das Blatt in seiner Hand.

Die farblosen Reste längst verwelteter Blumen lagen darauf.

„Laß nur —“ sagte er, — „da flattert es hin, — ein Stück meines Lebens. Mag auch das andere ihm folgen.“ Und er schüttelte das Papier zum Fenster hinaus. „Eigentlich danke ich dir, daß du mich davon befreit hast. Es waren doch nur die Ausweise einer Torheit.“

„Andenken an eine alte Liebe?“ fragte ich. Er nickte. „Warum soll ich ein Geheimnis daraus machen. Schon lange wollte ich dir die Geschichte einer Windfahne erzählen.“

„Einer Windfahne?“

„Komm nur. Heute bin ich in der Stimmung dazu.“

Eine halbe Stunde später saßen wir in einer der traulichen, mit bunten Gestalten und witzigen Sprüchen geschmückten Nischen des Ratskellers. Max Halbherr hatte sich eine dunkle Kuba angezündet, kostete schlürpfend den goldenen Mosel und begann:

„Es ist lächerlich. Mein Vater war die willensstarke Ausdauer, meine Mutter der trotzigste Eigensinn selbst, und ich . . . ich bin die verkörperte Schwäche. Meine Geschwister hatten das bald heraus und verlachten mich. In der Schule gab man mir den bezeichnenden Spottnamen: „die Windfahne.“

Ich begriff plötzlich, was er mit dem Spiegel gemeint hatte, wollte ihn aber nicht unterbrechen. Nach einer Pause fuhr er fort: „Immer schwankte ich von einem Entschluß zum andern und konnte mich nie bestimmt für etwas entscheiden. Selbst mit meinem Berufe ging es so. Mein Vater hatte mir freie Wahl gelassen. Aber ich wurde nur Apotheker, weil ich es Paul Rohner werden sah und weil er mir zuriet. Als Lebrlinae kamen wir zusammen in die Hirsch-Apothekerei zu Werrasteinbach. Seine Universitätsstudien machte er in Jena, ich in Leipzig, wie du weißt. Nachher aber fanden wir uns als Provisoren wieder im gleichen Städtchen zusammen, nur blieb ich meinem früheren Herrn getreu, während er in der Adlerapothekerei Stellung fand. Unserer Freundschaft tat das keinen Abbruch.

Eines Tages schrieb mir mein Vater, daß eine ihm von früher her befreundete Familie sich unweit Werrasteinbach auf dem Lande niedergelassen habe. Er forderte mich auf, sie zu besuchen und seine Grüße zu überbringen. Wie immer, dauerte es lange, bis ich mich dazu entschloß. Endlich aber geschah es doch. Und damals sah ich sie — —“

„Die Spenderin deiner welken Blumen?“

Er neigte verträumt das Haupt. „Hedwig Lohr war allein mit ihrem jüngeren Bruder zu Haus. Heute noch sehe ich ihr rotes Kleid, den niedlichen Lockenkopf, das liebliche Gesichtchen mit den lichtblauen Augen, die rosig lächelnden Lippen



„Nun, unterhalten Sie sich gut, Herr Halbherr?“ fragte sie.
„Die Hauptsache fehlt mir noch, ein Tanz mit Ihnen.“

und ihren anmutig wiegenden Gang. Die Eltern besorgten Einkäufe in der Stadt. Als sie zurückkamen, mußte ich zum Abendessen dableiben und versprechen, bald wieder zu kommen. Das tat ich auch, diesmal ohne langes Zögern. Folgte ich doch einem Zwange, der mächtiger war, als mein unentschiedener Wille. Bald ward ich mir klar darüber, daß ich das reizende Mädchen liebte; aber eben so bald zweifelte ich auch wieder, ob sie wirklich der Engel war, als der sie mir erschien. Ich selbst konnte es nicht entscheiden. Paul

Rohner sollte es tun. So weihte ich ihn denn in meine Empfindungen ein und bat ihn, zu prüfen.

Auf einem Ball, den die benachbarten Gutsbesitzer gaben, stellte ich ihn Hedwigs Eltern vor. Er tanzte fast ausschließlich mit ihr. Ich aber hielt mich zurück. Er sollte ja Gelegenheit haben, sich eine Meinung über sie zu bilden, und es rührte mich fast, daß er meinen Wunsch so eifrig zu erfüllen suchte.

Nach dem Essen kam Hedwig selbst auf mich zu. In ihren Augen lag etwas wie ein sanfter Vorwurf. „Nun, unterhalten Sie sich gut, Herr Halbherr?“ fragte sie.

„Die Hauptsache fehlt mir noch, ein Tanz mit Ihnen.“ —

Sie sah leicht errötend auf ihre Tanzkarte. „Warum haben Sie das nicht früher gesagt?“

„Sie waren so viel umworben, daß ich kaum hoffen durfte . . .“ —

„O, — es waren meist Fremde, — und meine Freunde gehen vor.“

Eine wonnige Freude durchbebt mich. Sie zitterte in meiner Stimme nach. „Also zählen Sie mich zu Ihren Freunden?“

„Sind Sie es denn nicht?“

Ich wollte ihre Hand ergreifen, da begann die Musik eine Polka zu spielen, und wir traten an.

Im gleichen Augenblick aber stand Paul Rohner hinter uns. „Ich glaube, Sie haben mir diesen Tanz zugesagt, Fräulein Lohr.“

„Wahrhaftig, verzeihen Sie!“

„Bitte, es war meine Schuld,“ kam ich ihr zu Hilfe.

Der Freund hatte schon den Arm um ihre schlanke Hüfte gelegt — und sie wirbelten davon.

An den zu ebener Erde gelegenen Saal stieß eine breite Terrasse, über die der Vollmond sein silbergraues Licht ergoß. Ich weiß nicht mehr, wie ich sie dort fand. Sie blickte sinnend und lauschend in das duftige Schweigen der feierlichen Mainacht.

„Es ist kühl hier draußen, — Sie werden sich erkälten, Fräulein Lohr“ — begann ich.

„Nein, nein, mir ist so heiß. Auf den Lichtglanz und die Musik — wie wohl die Stille tut! So denke ich mir das Glück am traulichen, häuslichen Herde.“

Unter dem Zauberlicht des Mondes, im weißschimmernden Balkkleid, eine purpurne Rose im goldenen Haar, erschien sie mir überirdisch schön wie eine Elfe. Mit zitternder Hand hob sie den Blumenstrauß gegen den jungen Luser.

Ich bat sie um eine der lieblichen Blüten, — zur Erinnerung an den köstlichen Abend.

Fremdlich lächelnd teilte sie den Strauß und reichte mir die Hälfte. Ich war so glücklich über den Besitz, daß ich stumm vor ihr stand und nichts zu sagen wußte. Doch ich überlegte, ob ich mich ihr schon jetzt oder erst später erklären sollte. — Ich kam zu keinem Entschlusse. Erst mußte ich ja Pauls Urteil hören.

Sie schien nun selbst die Kühle zu empfinden und wandte sich wieder dem Saale zu. Als ich ihr folgte, stand Paul, der sich auch den nächsten Tanz gesichert hatte, schon an ihrer Seite. Es war der letzte Walzer, — und für heute begnügte ich mich mit meinen Blumen. Es waren dieselben, deren Staub du heute zum Fenster hinausfliegen sahst.“

„Und ihre Spenderin?“ fragte ich, längst ahnend, wie die Geschichte seiner Liebe enden mußte.

„O — ich hatte mich nicht getäuscht. Paul war entzückt von ihr. Auf dem Heimweg konnte er mich nicht genug beglückwünschen, solch eine Wahl getroffen zu haben. Aber ich versicherte ihm, daß es noch gar nicht so weit sei, — daß ich mich noch keineswegs entschlossen und ausgesprochen habe.“

Ich mußte unwillkürlich den Kopf schütteln. Im Geiste glaubte ich die Windfahne sich drehen und schwenken zu sehen.

Max bemerkte es nicht und fuhr, in sein Glas blickend, fort: „In mir empörte sich etwas. Es kam mir wie ein Zwang vor, den er auf mich ausüben wollte, gerade wie damals, als er mich bestimmt hatte, Apotheker zu werden. Der Beruf hatte mir nie eine rechte Freude gemacht, — immer sehnte ich mich, da es längst zu spät war, nach einem andern. Sollte es ebenso gehen, wenn ich Hedwig vorschnell heiratete?“

„Ist das dein Ernst?“ fragte Paul nach kurzem Schweigen beinahe feierlich.

„Natürlich. Es heißt doch: prüfe, wer sich ewig bindet!“ —

„Eigentlich bist du ein gescheiter Kerl!“ meinte er, und diesmal klang seine Stimme fast freudig. Dann drückte er mir die Hand und ging in seine Wohnung.

In den nächsten Tagen war ich wieder entschlossen, nun doch um Hedwig zu werben. Ich hatte eine Erbschaft gemacht und konnte selbst eine Apotheke übernehmen. So brauchte ich denn auch keine Abweisung von ihren Eltern zu fürchten.

In der Museums-gesellschaft, die alle besseren Leute des Städtchens in sich vereinigte, hörte ich eines Abends verwundert am oberen Ende der Tafel, wo Paul saß, einen Trinkspruch anbringen:

„Ein Hoch den Verlobten. Herr Rohner und seine Braut sollen leben!“

Wie von einer Tarantel gestochen fuhr ich auf. — Er verlobt — — und mir hatte er kein Wort gesagt! — „Wer — ist das — seine Braut?“ stotterte ich.

„Fräulein Lohr,“ sagte eine Stimme neben mir. —

Ein Nebel legte sich über meine Augen. Jetzt, wo Hedwig für mich verloren war, glaubte ich, nicht ohne sie leben zu können. Grade so war es mir als Kind gegangen, wenn ich ein Spielzeug, das ich erst selbst verschmäht, in anderer Kinder Händen sah. Paul erschien mir wie ein tückischer Verräter, und doch hatte er so ehrlich gehandelt wie einer. Ich verschmähte es, ihn zur Rede zu stellen. Aber von Hedwig selbst wollte ich Antwort haben, die Wahrheit hören.

Am nächsten Morgen — es war ein Sonntag — mietete ich einen Wagen, um schneller nach Lindenhorst hinauszukommen. Als aber der stattliche Ansig in Sicht kam, begann ich schwankend zu werden. Was sollte ich eigentlich, jetzt, nachdem schon alles zu Ende war? . . . Aber konnte eine Verlobung nicht rückgängig gemacht werden? — — — Vielleicht — wenn sie die ganze Größe meiner Liebe erfuhr! — Ich nahm den schon dem Kutscher gegebenen Befehl, umzukehren, wieder zurück.

Ein Stück ging es weiter, da blieb ein Wanderer, der an dem Wagen vorübergehen wollte, plötzlich stehen.

„He, Windfahne, — bist Du es wirklich! Wie kommst du hierher?“

Ich erkannte die Stimme Ludwig Wengs, eines alten Schulfreundes. Er hatte meinen Spottnamen nicht vergessen, — und ach, — ich verdiente ihn ja noch immer. Das kam mir in diesem Augenblick so klar zum Bewußtsein, daß ich nun endgültig umkehren und den unerwartet wiedergefundenen Freund in den Wagen steigen ließ. Er war an das Gericht in Werrasteinbach versetzt und eben zu Fuß von dem nächsten Bahnort herübergewandert. Wenige Wochen später mußte bereits die ganze Museums-gesellschaft meinen Spitznamen.

Dies und der trübselige Ausgang meiner Herzensgeschichte ließen mich zum ersten Mal im Leben einen festen Entschluß fassen. Ich kündigte meine Stelle und nahm eine andere in Gotha an.“ —

„Aber warum übernimmst du nicht ein eigenes Geschäft,“ fragte ich verwundert, „du hattest ja die Mittel.“

„Ich konnte zu keinem Entschlusse kommen. Es gab so viele Gründe dafür und dawider. Du weißt ja, — die Windfahne.“ — —

Ich schwieg eine Weile, während er still und bitter vor sich hinlächelte. Dann sagte ich: „Damals, als wir in Leipzig zusammen waren, habe ich mir ein ganz anderes Bild von dir gemacht. Nie bist du mir zögernd und unsicher, immer als strammer Soldat erschienen, der mit Lust und Liebe bei der Sache war.“

„Gewiß,“ gab er zu und leerte sein Glas auf einen Zug. „Das war auch meine beste Zeit, denn damals mußte ich gehorchen. Unter dem Zwange schwindet meine Schwäche. Da bin ich ein gesunder, regelrechter Mensch wie andere. Glaube mir, für manchen ist es ein Glück, keinen freien Willen zu haben. Das Recht darauf hat nur der Starke, der Schwächling verdient nichts besseres, als der Sklave eines selbst geschaffenen Schicksals zu bleiben.“ —

Wirksender Gegensatz.

A. „Ich möchte nur wissen, weshalb diese alte Dame das Alttertums-Museum so oft besucht? Ich treffe sie fast jedesmal an, wenn ich dort bin!“ —

B. „Nun — jedenfalls, weil sie doch gerade dort eine immerhin noch verhältnismäßig recht jugendliche Erscheinung abgeben muß!“

Zu eilig.

Wer verschafft mir einen Posten als
Kassierer.

Dasselbst wird auch ein
Reisekoffer

zu kaufen gesucht.

Offerten unter G. 10243.

Nur nicht verlegen!

Erinnerungen eines Küchenmeisters von Karl Ludwig.

Ja, meine Herrn auch ich habe des Kaisers Rock getragen, wenn auch nicht ganz in so anstrengender Weise, wie mancher Andere; aber Ärger habe ich auch genug dabei gehabt. Zuweilen erlebte ich allerdings auch einen kleinen Spaß, — und einen solchen will ich Ihnen jetzt erzählen.

Ich diente in meiner Heimat, da drüben im Hessischen, und während der Manöver amtierte ich als Koch für den Regimentsstab und die Offiziere des 2. Bataillons. Das Bild steht mir noch heute getreu vor Augen, wie wir in Rheinhessen bei D. das Bivak bezogen und wie der Oberleutnant v. Lochow, der die Speisen bestimmte, nach meinem Küchenzettel fragte. Ich kannte ihn lange genug, um zu wissen, wie genau er war, wie er sich nichts vormachen ließ. „Ich habe für heute vorgesehen Reissuppe, Tellerfleisch mit Peterfilientartoffeln, junge Hühner mit Salat und Kompott, Omelettes; das ist alles, Herr Oberleutnant.“

„Es ist genügend, Vogel; aber daß die Peterfilientartoffeln auch gut sind!“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant! — Darf ich ins Dorf gehen zum Einkäufen?“

Die Erlaubnis wurde mir selbstverständlich gegeben, und ich zog mit meiner Ordonnanz los. Jawohl, ich hatte meine Ordonnanz für mich, denn, wenn ich auch nur Gardist war, so ziemte sich das Selbsttragen der Körbe doch durchaus nicht für den Küchenmeister des Regimentsstabs! Nach gemachten Einkäufen kehrten wir vergnügt ins Bivak zurück, meine Ordonnanz brachte das Feuer in Ordnung, und ich machte mich ans Kochen. Es ging alles gut, da, eine halbe Stunde vor der Essenszeit, fiel mir ein, daß ich die Peterfilie zu kaufen vergessen hatte. Kurz entschlossen änderte ich das Programm und bereitete Bouillontartoffeln. Aber nichts bleibt unge-

rochen, — und auch ich mußte mein selbständiges Handeln büßen. Denn der Herr Oberleutnant kam noch vor dem Anrichten und fragte nach dem Stand der Angelegenheit. Ich beichtete ihm mein Vergessen und meldete die Änderung. Da hätten Sie aber sehen sollen, meine Herrn, wie der Oberleutnant suchteufelswild wurde. Er hauchte mich nicht bloß an, nein, eine ganze Windsbraut ging über mich hin, und ich armer Sünder kam mir ganz erbärmlich vor, daß ich die Verwegenheit gehabt, den Herren gewöhnliche Bouillontartoffeln für Peterfilientartoffeln aufzutragen zu wollen! Das Ende war: „Vogel, Sie schaffen Peterfilientartoffeln auf den Tisch, mögen Sie die Peterfilie hernehmen, wo Sie wollen! Sonst Sorge ich dafür, daß Ihnen die Manöver in ewiger Erinnerung bleiben!“

Damit ging er, und ich sann nach, wo ich Peterfilie herbekommen könnte. Ins Dorf zu schicken, war bei der Kürze der Zeit ausgeschlossen. Sorgenvoll ließ ich mein Auge über die Felder schweifen. Halt, ich hab's! rief ich innerlich und lief davon. Auf einem benachbarten Felde hatte ich es entdeckt, zwar keine Peterfilie, aber etwas Anderes. Schon kniete ich am Boden, ja das mußte gehen. Da war eine Stelle; mehrere deutliche Spuren zeugten davon, daß hier eine Kuh das Düngegeschäft besorgt hatte. Da stand das Gras in ganz jungen, fetten Büscheln, ich schnitt sorgsam die Spitzen ab und eilte zurück, um sie unter das Wiegemesser zu bringen. Meine Peterfilientartoffeln waren gerettet.

Nach beendetem Mahle kam der Oberleutnant zu mir. „Vogel, das haben Sie vortrefflich gemacht, die Herren waren von den Peterfilientartoffeln ganz entzückt. Sehen Sie, es geht schon, wenn man nur will.“ Ja, das dachte ich auch, aber von meinen Peterfilientartoffeln habe ich keine gegessen.

Der Schmied von Lanterbach.

Dorfgeschichte von M. Kolbe.

In einem Winkel des Dorfes erhebt sich die Schmiede mit dem schrägen Dach, unter dessen Ziegeln hier und da das Moos hervorschaut. Vor dem Hause, unter dem hölzernen Vorbau, stehen die Meisterleute in eifrigem Gespräch beieinander.

„Daß du dich so lange hinstellen magst zu — —“; sagt die Christel zu ihrem Mann, dem Schmied.

„Geht es dich etwas an?“ gibt dieser rauh und höhnisch zurück und tritt von der sonnenheißen Straße in die kühle, schwarze Werkstatt zurück, streckt den nackten Arm, der grau und hart ist wie ein Stück Stahl, nach dem großen Hammer und läßt diesen, das Eisen nach unten gehängt, wie einen Pendel hin und her schwingen, vielleicht um der Frau zu zeigen, daß ihre Worte ihm Lust sind. In der Werkstatt stehen sie so einen Augenblick schweigend da, und mit ihnen der Jörg, der junge Gesell. Fast so heiß und scharf, wie das Feuer von der Esse aufzischt, wenn der Jörg den Blasebalg tritt, bricht jetzt die Sonne durch die offen gebliebene Tür und über die drei Menschen herein und beleuchtet ihre Gestalten, daß sie wie aus den Rußwänden der Werkstatt herausgeschnitten erscheinen. Der Schmied, hager und sehnig, mit dem weichen, braunen Haar, das vorn weit in die Stirn hineingewachsen und über den ganzen Kopf zurückgestrichen ist, und mit dem dünnen, braunen Bart, der in das hagere, scharf geschnittene Gesicht paßt, und der Jörg mit den seildicken Muskeln und dem edigen, schwarzbraunen Kopf. Und vorhin ist vor der Tür die Regine, die Nachbarmagd, von ihnen gegangen.

Einige Augenblicke ist es still. Der Jörg steht regungslos da und blickt die Meisterin an, der er aus Dankbarkeit gern eine Handreichung tut. Er hat ja im Hause ihrer Eltern in der Lehre gestanden und damals an seiner jetzigen Meisterin so manchen Rückhalt gehabt, wenn der Altgeselle den Zungen mit fluchenden Worten zur Arbeit antrieb. Da fählt der Joseph den Blick des Gesellen, wird rot und fährt ihn an:

„Mach, daß das Rad, das draußen am Haus steht, zum Sternenwirt kommt!“

Der Jörg starrt und zögert noch um eines Gedankens Länge, dann trollt er sich mit plumpen Schritten, packt das neu bereifte Rad an der Hausmauer und rollt es straßab.

„Kannst dich nicht in Acht nehmen vor dem Bub?“ schilt drinnen in der Werkstatt der Schmied zornig sein Weib.

Diese achtet aber nicht auf die Worte, legt die knöchigen Hände mit einer unsicheren Bewegung unter der Brust übereinander und sieht den Joseph aus dem schmalen, verkümmerten Gesicht mit einem qualvollen Ausdruck an.

„Ich habe schon viel ertragen,“ sagt sie, „jetzt — wenn —. Wirßt doch nicht mit so einer — denk' doch an die Kinder!“

Der Schmied hat sich an die Esse gemacht, mit der Hand schiebt er die Kohlen auf die Glut und tritt den Balg.

„Was soll ich denn haben mit — mit der Regine?“ braust er auf. „Der alberne Bursche hat wohl wieder einmal läuten hören?“

„Aber Josef,“ sagt sie bitter, „was du nur immer mit dem Jörg vorhast? Der arme Kerl ist froh, daß er in unserem Hause ist, denn, wie er erzählt, ist's ihm draußen in der Fremde nicht gerade zum besten ergangen.“

„Ja freilich,“ fiel Kösch ins Wort „zu Hause in der Schnapshölle hat's ihm besser gefallen!“

„Bis jetzt hat er uns noch keinen Schaden gemacht. Daß er mit der Regine etwas schön tut, nun du mein Gott! Wir waren auch einmal jung und haben zusammen gescherzt.“

„So —“ kreischte Kösch. „Der Bengel braucht noch keine Liebelei zu treiben, aber ihr Weibsbilder könnt's nicht erwarten, einen zum Narren zu haben.“

„Ja — ja!“ seufzt die Frau, dreht sich um und geht.

Dem Schmied ist das Gesicht heiß. Das Essenfeuer mag schuld dran sein, das weiß aus den Kohlen schießt. —

Derweilen rollt der Jörg sein Rad über die staubige Straße. Er läuft läppig hinterher, der

Staub spritzt unter seinen Pantoffeln auf. Mit Armen und Beinen hält er das schwer rollende Rad im Gleichgewicht.

Daß doch die Regine unter dem Rade läge, die Magd! — die der Meisterin das Leben so schwer macht! Dieser Gedanke zuckt ihm durch den Kopf. Er blickt sich scheu um, indem er noch vor sich hin murmelt. Am Gasthof angekommen, vor dem ein Frachtwagen mit einem kräftigen Biergeßpann hält, rollt er vorwärts, dem Hofe zu, zieht das Werkzeug aus dem Schurzfell heraus und befestigt nun das Rad an den Leiterwagen.



„Gast etwas dagegen zu sagen, vielleicht?“

Der Tag ist in den Abend verblaßt, und es ist nahe zum Abendbrot. Joseph steht, die Pfeife im Munde, vor der Thür der Werkstatt. Drinnen in der Stube ist die Suppe angerichtet. Jörg, der eingetreten ist, schnuppert und zieht den Duft durch die Nase ein; er hat Hunger. Die Hände in den Taschen der Lotterhose vergraben, tritt er barfuß an den Tisch heran und blickt grinsend in die Schüssel, wobei er schüchtern ein Stück Brot wegnimmt. Aber er erschrickt und legt es schnell wieder neben den Binnsteller.

„Nun, warum issest es nicht?“ fragt die hinzutretende Meisterin.

„Nein, —“ stottert er und wird blutrot.

„Und weshalb nicht?“

„Es hat mir's ja niemand erlaubt!“ Dabei geht er zurück und setzt sich geduckt auf die Wandbank.

„Aber Jörg, bei den Eltern — damals in der Lehre — warest du doch nicht so schüchtern. Weißt doch, daß ich's gerne gebe . . .“

„Das weiß ich — aber mit dem Meister ist nicht gut Kirichen essen; ich bin ihm ein Dorn im Auge geworden.“

„Laß' ihn brummen! Ich muß auch manch böses Wort einstecken. Sei guter Dinge, nächste Woche gib't's Schlachtschüssel.“

Mit diesen Worten trägt sie auf den Tisch, was noch fehlt. Dann nötigt sie Jörg, an den Tisch zu rücken, hinter welchem ihre beiden Kinder bereits sitzen.

Endlich tritt der Schmied ein, legt die Pfeife aufs Gesimse und läßt sich nieder. Neben ihm kauert der Hund, der mit hereingeschlürft ist.

„Habt wohl gewartet?“ fragt Josef, scherzt mit den Knaben und versucht auch, sein Weib lustig zu stimmen. Christel jedoch bleibt ernst, sie würgt an ihrem Essen. Weiß sie doch, daß es ihm besser schmecken würde, wenn jene den Tisch gedeckt hätte, die noch frisch und gottlos-jahön ist, die es aber versteht, den Männern den Kopf zu verdrehen.

„Sich' nicht so vor's Maul geschlagen da!“ fährt Kösch plötzlich das harmvolle Weib an.

Sie hebt die wasserblauen Augen zu ihm vorwurfsvoll auf, ohne einen Laut von sich zu geben. Die Kinder ducken sich ängstlich. Es herrscht eine schwüle Luft im Zimmer. Der Schmied wirft Gabel und Messer in den Teller, dreht sich dem Fenster zu und starrt in die rote Flamme hinaus, die am Abendhimmel steht und die Nacht einleuchtet.

Nachdem die Hausfrau den Tisch abgeräumt hat, fordert sie die Kinder auf, zu Bett zu gehen. Der Jörg sitzt wieder auf der Bank und spielt mit dem weißgelben Hunde, der jetzt nach seiner Herrin schaut. Josef, der kaum den Nachtgruß der Kinder erwidern kann, geht polternd hinaus.

„Zum Teufel mit ihr — mit der Regine;“ stößt der Geselle zwischen den Zähnen hervor und steht bereit da, die Fäuste geballt. Er ist voller Grimm, ohne zu ahnen, daß die Meisterin hinter ihm steht.

„Was hast du denn, Jörg — bist ja ganz aufgebracht?“

„Ei, den Geier, soll man es nicht sein, wenn man zusehen muß, wie dieser Rottkopf es versucht im Hause Störung zu machen!“

„Und was kann's dir verschlagen — —“

„Na, wissens, Frau Meisterin, ich weiß längst, wo die Bäume hängen;“ bemerkte Jörg mit einer drohenden Handbewegung. „Wenn der Meister allein in der Werkstatt ist, da klopft die Regine sacht an die Scheibe und — er tritt zu ihr hinaus.“

Dann stehen sie beisammen und schwätzen und lichern."

"Mache dir keine unnützen Gedanken, Jörg;" flücht sie begütigend ein. "Warum soll der Meister mit der Magd nicht freundlich sein, wenn sie für den Gutshof eine Bestellung hat?"

"Sagen Sie, was sie wollen, Frau Meisterin!" wehrte Jörg ab. "Das muß ein Blinder mit dem Krückstock finden, daß es hier zu nichts Gutem hinaus geht! Ich aber mag das Ende nicht mit ansehen."

Damit watschelte er zur Tür hinaus.

Auch Christel war froh, daß das Gespräch beendet war. Sie hielt es nicht für ratsam, mit dem Gesellen von dem zu reden, was sie über die Treue ihres Mannes dachte.

Einmal des Nachts, als es schon ganz dunkel ist, tritt der Jörg durch die Haustür in's Freie. Der Himmel ist mit schweren Wolken behangen, und nicht ein einziger Stern läßt sich sehen. Die nächsten Häuser in der Dorfstraße erschienen wie schwarze Klumpen. Jörg neigt sich vor und sucht mit den Augen die Finsternis zu durchdringen. "Ob sie wieder kommen wird heute, die Regine? Die Meisterleute reden schon gar nicht mehr miteinander. Die Christel geht mit verweintem Gesicht herum, ganz abgezehrt. Die Kinder zeigen sich furchtsam und verkriechen sich in die Höcke der Mutter, wenn der Vater kommt." —

Der Jörg späht noch immer in die Gasse hinaus; da läßt sich von der Schmiede her ein Geknurr hören, es ist Nero, der zottige Wächter. Er ruft ihn leise an. Das Tier kommt schweifwedelnd herbei und streift mit der kalten, feuchten Nase seine Hand. "Der läßt auch keinen Fremden in's Haus!" dachte Jörg, dem jetzt alle Muskeln sich spannten. Er war gefaßt gewesen auf alles, was da kommen mochte. Nirgends aber zeigte sich etwas, und so stellte der Geselle die Wache jetzt ein. —

Bierzehn Tage später aber sollte sich's schicken. Die Magd hatte schon längst über die Platte gelugt, welche das Bauerngut von der Schmiede trennte. Da auf einmal biegt sie um die Loreinfahrt und will soeben auf die Lauer, als ihr Jörg entgegen tritt. "Bist Du's?" raunt er ihr mit keuchendem Atem zu. Regine fährt erschrocken zurück. "Wo willst hin?" fährt er fort und stellt sich störrisch wie ein Block zwischen sie und die Tür. In der Werkstatt neben dem Ambos steht die Laterne mit dem brennenden Talglicht. Man

kann den Schmied in seinem Werkzeug herumstöbern hören. Er tut, als suche er etwas. Die Regine aber hat sich rasch gefaßt.

"Ich habe mit Meister Rösch ein Wort zu reden," rief sie laut, nach vorwärts drängend.

"Geh' hin, wo du hergekommen bist;" schreit Jörg und packt sie an den Armen an.

"Laß mich doch durch," zürnt sie.

"Um diese Zeit hast hier nichts mehr zu suchen. Vorwärts, sonst —"

Sie ruft um Hilfe. Da tut sich die Werkstatttür auf, Meister Rösch tritt heraus.

"Laß' mich los, du Narr!" stößt Regine wütend aus und versucht, sich seinen Fäusten zu entwinden. Da leuchtet Josef mit der Laterne auf die Weiden, und im nächsten Augenblicke ist das Mädchen befreit.

"Was dem nur einfällt," schimpft sie jetzt. "Anfallen tut er einen, wie ein bissiger Hund. Nicht einmal an's Haus will er mich lassen . . ."

Der Schmied tritt näher und stößt den Gesellen unsanft zurück.

"Hinein, mit dir, Einfaltspinsel;" donnert Rösch. Seine Stirne ist glühend rot. "Ist die Schmiede mein oder gehört sie dir?"

Der Geselle taumelt von dem Schlage. Ein stumpfer Blick ist die Antwort, dann trockt er ins Haus. Der Schlag ist's nicht, was ihn schmerzt — ihn brennt etwas anderes. Es tut ihm weh, die Qual der Frau, die ihm im Leben so viel Gutes erwiesen hat, mitzuempfinden. Wenn sie jetzt wieder den Vorgang gesehen hätte, — sie würde sich grämen und bitter weinen. —

Die dumpfen Tage schleichen ihren Gang. Immer unerträglicher wird das Dasein in der Schmiede. Der Josef hat sein Gewissen abgetötet, und nur um der Kinder willen scheint es, daß er dem vergrämten Weibe nicht noch die Türe weist. Christel hängt wie eine Klette an den Kindern. Sie muß ausharren, denn erst vor zwei Monaten ist ihr Vater in Burgwyl gestorben, und so hat sie in der Heimat keine Zuflucht mehr.

Da kommt der Tag, an dem der Josef den letzten Rest seiner Ehre vergessen zu haben scheint. Es ist in der Werkstatt gegen Abend. Der Jörg steht ruhig und mit verschmierter Gesicht an der Esse und treibt den Balg. Das Feuer bläst weiß auf, doppelt grell und stechend im Vergleich zu dem milden, roten Abendlicht, das durch die Rußscheiben dringt und dem Schmied, wie er am Ambos steht, die bleichen Backen färbt. Da kommt die Christel von hinten herein, einen Korb am

Arme. Sie muß noch Waren kaufen, ehe Essenszeit ist.

„Du mußt mir Geld geben,“ ruft sie ihren Mann an. Dieser legt den Hammer nieder und greift ganz willig unter's Schurzfell. Während er aber in der Tasche kramt, blickt er einmal auf, — scheint sprechen zu wollen, schweigt aber und gibt ihr das verlangte Geld. Christel nimmt es ebenso schweigend hin und wendet sich dem Ausgang zu.

„Du —“ bemerkt er, ein wenig hastig, damit sie es noch hört. Allein er bricht ab, um nicht zu verraten, was er ihr zumutet.

„Ja,“ erwidert sie von der Türe her, hast du mir noch etwas zu sagen?“

„Du kannst dann die Kammer richten,“ bestimmt er mit niedergeschlagenen Blicken, die neben dem Jörg seiner!“

„Und wozu —?“ fragt sie bedenklich.

„Du hättest doch schon lange Eine haben sollen zum helfen;“ bemerkt er verschmizt und klanglos.

„Du bist halb krank — bist . . .“

Er stockte, während ihre Unruhe wuchs.

„Was — was willst denn?“

„Die Regine — sie geht nächste Woche beim Nachbar außer Dienst. Ich habe ihr gesagt, daß sie zu uns kommen kann, als Hausmagd.“

„Zu uns? — Das — das tußt du nicht! Mann, das wäre das Beste, was du mir antun könntest . . .“

„Hast etwas dagegen zu sagen, vielleicht?“

„Wenn die vorn herein kommt — bei Gott, dann gehe ich mit den Kindern durch die Hintertür!“ —

Sie stehen jetzt im Ehekrieg aneinander — der Josef und die Christel. Diese hat den Korb fallen lassen und ballt die Hände. Der Jörg blickt nach ihr herüber, er steht auf dem Sprunge, ihr beizustehen, wenn's sein muß. Rösch kann den zornigen Blick seines Weibes nicht vertragen.

„Gerichtet wird sie, die Kammer, so und nicht anders!“

„Josef,“ sagt sie warnend und halb bittend.

„Ich werde zeigen, daß ich Herr im Hause bin!“ tobte er, warf die halbgelähmte Zange hinweg und verließ die Werkstatt.

Christel steht, einer Salzsäule gleich, am Feuerherd, ängstlich nach dem Gesellen blickend, der soeben einen Fluch über die Lippen gehen läßt, welcher dem Meister und jener Magd gilt. Frau Rösch schwankt fort, die Füße sind ihr schwer wie Blei. Aber sie muß ihre Pflicht tun, die Kinder warten auf die Mutter. —

„Warte Regine, wenn —“

Mit diesen Worten erfaßt der Geselle eine spitze Feile und zuckt sie wie ein Messer zum Stich.

„Wart, Regine, wenn du ins Haus willst — du!“

Aber jetzt schrickt er zusammen, . . . er denkt daran, wie er wegen einer solchen Übereilung als Missetäter durch's Dorf geführt werden würde. Er legt die Feile hin und versteckt sich in dem stockdunklen Treppenhaufe, lauschend, ob sie wohl komme — die Regine.

Die Woche geht herum. In der Schmiede herrscht dumpfe Stille, man wechselt kaum zehn Worte den Tag über. Der Josef geht herum, wie von Sinnen. In ihm glüht ein ebenso fauchendes Feuer, wie in der Esse. Sein ganzes Denken ist auf die Magd gerichtet. Der Jörg selbst steht oft Minuten lang und sinnt darüber nach, wie es wohl zu machen sei, um die Regine von dem Hause fern zu halten. —

Am Sonntag Abend, als sie, die Kinder und der Geselle in der dämmerigen Stube sitzen, fragt sie ihn, um das Schweigen zu unterbrechen:

„Was hast' denn — es schüttelt dich ja, bist denn krank?“

„Es ist mir nicht ganz —“ stottert er heraus.

„So geh' und lege dich zu Bett, ich werde eine Tasse Tee kochen.“

Er rutscht mehrmals auf der Bank hin und her.

„Ich meine — ich will —“

Dann geht er, geduckt, als ob er Leibschmerzen habe. In der Tür sieht er sich noch einmal nach der Meisterin um. Ein sonderbarer, fast fürchterlicher Ausdruck lagert in dem seiften Gesicht; er zeugt von Besorgnis. Aber in seiner Kammer wirft er sich aufs Lager und hat eine fürchterliche Nacht.

„Die Strafe! — Und sie darf doch nicht herein, die Regine —“ ruft er in fieberhafter Aufregung, von einem peinlich schweren Traume erwachend. —

Am nächsten Morgen herrscht eine grenzenlose Enge im Hause, als ob Niemand Luft kriegen wollte. Draußen ist es heiß und dumpfig. Der Sommer brütet über versengten Matten und staubschweren Straßen. Langsam schleichen die Stunden. Die Christel ist graubleich im Gesicht; denn sie merkt, daß der Josef vor Ungeduld nicht Ruhe hat, — daß er auf etwas wartet. — So wird es kommen. Und das Ende wird es sein. — Als am Nachmittag die beiden Kinder aus der Schule kommen, drücken sie sich, wie all' die Tage her, scheu und wie verloren in den Winkeln herum und

juchen die Mutter auf, wo sie diese nur finden können.

„Du haßt dich wohl mit dem Vater gezannt?“ fragt der siebenjährige Hans in kindlicher Weise.

„Nein, mein Kind;“ stammelte Christel. „Vater hat seinen Kopf voll, weil er Geld eingebüßt hat.“

Der Kleine beruhigte sich und spielte mit seiner Schwester.

„Was mag er wollen? Schüttelst ihn das Mitleid wirklich so —“ fragt sich die Christel, als sie den Jörg wieder in der Thür stehen sieht.

Gegen Abend geht der Josef aus der Werkstatt und über die Straße. Es dunkelt — endlich zeigt sich der nächtliche Schatten. Da kommen der Schmied und die Regine über den Weg gegangen, langsam und im Gespräch, schön ehrsam, ein paar Schritte von einander ab. Zuweilen bleiben sie stehen.

„Also vier Gulden die Woche,“ sagt Rösch zu der neuen Magd.

„Ja,“ gibt diese schüchtern zurück.

„Und du wirst ihr recht helfen, der Frau — sie ist keine Starke,“ fügt er noch hinzu.

„Ich freue mich darauf,“ jauchzt das Mädchen. „Ich werde ihr tüchtig zur Seite stehen, der Meisterin, und wir Beide, denke ich, werden uns schon verstehen!“ Sie streift das Tuch in den Nacken, das sie um den Kopf geschlungen trägt. Ein kleines Öllicht, das im Hausflur auf einem schmalen Brett steht, wirft in diesem Augenblick seine Helle auf sie, deren röthliches Haar im leisen Glanze sprüht. Ihr Atem geht rasch, und der schwellende Busen hebt sich. Da läßt sie die Hand vom Kopfe fallen, und es süßt sich, daß sie dabei die des Josef streift. Der Schmied drückt die Magd an sich und küßt sie.

„Sie sind noch jung und können noch lange recht tun.“ —

Nun schritten sie durch die Flur nach dem Treppenhaus, von wo aus Rösch seine Dorfschöne nach ihrer Kammer zu bringen gedachte.

„Drinnen in der Stube wird die Alte sein!“ jagt er noch. Da erschrickt die Regine, die vorausgeht.

„Jesse, Maria!“ schreit sie und taumelt zurück. Bevor sich aber der Schmied zu sammeln vermag, wird er von einer kräftigen Hand beiseite geschleudert, und im Nu läuft Einer, wie vom Wahne ergriffen, aus der Thür, hinaus auf die Straße. Rösch ist einen Augenblick wie betäubt. Aus dem Dunkel, wo die Werkstattüre auf die Treppe mündet, ist er gesprungen, der Jörg, die Feile hoch haltend, und — —

„Du mein Herrgott!“ brüllt der Schmied auf. Oben an der Treppe steht die Christel, hager, fahl, mit weit aufgerissenen Augen, hinter ihr die kreischenden Kinder. Der Schmied starrt auf den Flurboden. Da liegt die Regine, zuckt nicht mehr, trägt — die Feile bis zum Hest in der Brust. —

Auf die entsetzliche That ist eine grausam schlaflose Nacht gefolgt, in der die Nachbarn im Hausflur der Rösch'schen Wohnung ein- und ausgegangen waren, um ihrer Neugier Genüge zu tun. Auch



„Du mein Herrgott,“ brüllte der Schmied auf.

hatten sie die Leiche der Regine geholt und nach dem Weinhaus getragen. —

Oben, in der Stube, sitzt wie vorm Kopf geschlagen, Christel an der Wand, während ihr Mann, die Augen auf den Boden geheftet, zusammengesauert dahockt, den Kopf in beide Hände gestützt. Die Kinder, von den Eltern ganz unbeachtet, sind, aneinander lehnd, im Ofenwinkel eingenickt. — — — Und als die Sonne sich auf die breiten Fensterbretter legte und dann über den Sandboden mit ihren Strahlen dahinjuchste, — da gab es den Meisterleuten gleichsam einen Stoß, daß sie sich eines nach dem andern wortlos erhoben und an ihr Tagewerk gingen. — So kamen die Kinder zum Frühbrot und nach der Schule. Die Eheleute hatten noch kein Wort miteinander gewechselt. Nur Christel hatte zweimal die Werkstattür geöffnet, um zu sehen, ob der Jörg immer noch nicht da sei — der unglückliche Mensch. —

Als es aber im Dorfe zur Essenszeit läutete, da fanden sich die Eheleute wieder in der Stube — ohne zu sprechen. Der Josef erscheint wie ein vor Elend schlotternder Mensch. Still setzt er sich hintern Tisch und wirft einen verschämten Blick nach der hageren Frau, welche die Suppe aufträgt. Da kommen die Kinder, verspätet, mit entsehten Gesichtern und schreien schon unter der halb geöffneten Tür:

„Mutter, aus dem Weiher haben sie ihn gezogen, den Jörg — sie bringen ihn schon.“

„Was bringen sie?“ fragt Kösch und fährt von der Bank auf und lauscht.

Draußen lassen sich die Schritte mehrerer Leute hören, die sich murmelnd dem Hause nähern.

„Aus dem Weiher?“ stößt die Christel heraus und hält sich an der Wand fest — steht regungslos wie ihr Mann, der mit der Faust wiederholt durch das krausige Haar fährt und den noch halb vollen Teller beiseite schiebt. Der Hund, der den Kindern nach der Stube gefolgt ist, läuft mit hängendem Schweif zu seiner Herrin und leckt dieser die Hand. Die Frau reckt sich, jähe Gedanken gehen ihr durch den Kopf, und eine feierliche Andacht kommt ihr an — denn eine so blinde Treue, mit der ihr der Jörg in Dankbarkeit begegnet gewesen, konnte sie kaum von einem zweiten Menschen erwarten. Deshalb konnte sie auch der Tat mit Abscheu gedenken — niemals aber Jörg, der sich selbst gerichtet, verdammen. —

„Er hat ausgekämpft;“ lispelt sie wie unverständlich vor sich hin. „Nur hat ihn die Furcht vor dem Böstun und vor Strafe in das Gerede gebracht.“

Die Haustür ist geöffnet, und viele Dorfbewohner stehen schon auf dem Flur. Zwei von ihnen, die vorangehen, tragen auf einer Bahre eine Last, mit der sie jetzt nach der Werkstatt einbiegen und die sie dort absetzen.

„Herrgott!“ stöhnt der Josef auf, und sein Blick streift den seines Weibes, das noch immer schwer aufatmet und in die Augen des Mannes stiert, in denen sich Scham und wilde Reue spiegelt. —

„Der Herrgott mag ihm gnädig sein!“ hört man eine Stimme, von der Seite derer kommen, die da auf dem Flur harren und die Hände falten.

„Vater —“ ruft der blondgelockte Knabe, „sprich doch mit der Mutter, sie steht dort und weint . . .“

Diese Worte brechen das Eis auf dem Herzen des Mannes, der jenes Verhängnis herbeigeführt hat, — er tritt auf das jammernde Weib zu und bietet ihm die Hand —.

„Der Allmächtige verzeihe dir!“ lispelt sie. Im nächsten Augenblicke hält der Schmied die Verachtete in seinen Armen — sie feiern Beide den Tag der Versöhnung. —

Ostern.

Willkommen, o fröhlicher Ostertag!
Nun klingt es wie Psalmen in Lüften.
Es lebt nun, was well und erstorben lag,
Es grünet auf Gräbern und Gräften;
Du Erde, so sonnig, du Himmel, so blau,
Was schwebt in der Luft und webt auf der Au.
Da flüsterts verschleiert im Morgengrau —
„Wer feiert die fröhlichsten Ostern?“

Vorüber geh' ich am Gartenzaun,
Schon säumet mit Grün sich die Heide,
Es schwellen die Knospen saftig und braun,
Schon keimts in der heimlichsten Ecke.
Die Primel, sie wärmt sich im sonnigen Schein,
Es duftet das Veilchen am schattigen Rain, —
Und drüben im Walde, da stimmt es mit ein:
„Wir feiern frohlockend die Ostern!“

Und draußen, im jung begrünten Feld,
Da girt und schwirrt es zum Reigen,
Der Buchfink baut sich sein luftig Gezelt,
Und die Lerche lobsingt im Steigen.
Die Sänger all auf dem Berg und im Tal,
Sie stimmen die Kehle zum Frühlingschoral,
Nun schallet das Echo wohl tausendmal:
„Wir feiern die fröhlichsten Ostern!“

Und drüben im Dorfe, da hört man im Chor
Vom Kirchturm die Gloden erschallen,
Und hinter dem alten heiligen Thor,
Da braust es durch dämmernde Hallen:
„Der Herr ist erstanden aus Grabesnacht —
Hinweg ist der Tod — der Sieg ist vollbracht!
Lobsingt ihr Christen und jauchzet mit Macht:
Wir feiern zur Ehre die Ostern!“

Karl Gottfried Radler.

Am 19. August 1809 sind es 100 Jahre, daß K. G. Radler, der Dichter von „Fröhlich Palz, Gott erhalts“! zu Heidelberg geboren wurde. Er war der Sohn eines Rektors und Organisten. Radler besuchte das Gymnasium in Heidelberg und studierte dort und in Berlin die Rechte. Bis zu seinem Ende lebte er als geschätzter Advokat in seiner Geburtsstadt. Im Sturm und Drang der Revolution von 1849 trug ihm sein gewürzter Humor, der die Helden des badischen Republikanismus geißelte — er ist der Dichter der bekannten, hochdeutsch verfaßten Guckkastenlieder auf Hecker und auf Struve — die unwillkommene Ehre ein, daß zwei Soldaten am hellen Tage einen Mordversuch auf den sonst so Harmlosen machten. Am 26. August 1849 endete ein Blutsturz sein Leben.

Sein Grabmal auf dem Heidelberger Kirchhof trägt die schöne Grabchrift:

„Ist ein Grab Dir nach Wunsch, Du Pfälzer
Dichter geworden,
Siehe, es ruht sich leicht hier, in dem sonnigen
Berg;
Schau hinauf auf die Höhen, sie sind voll
Wein und Kastanien,
Teile die Zweige nach vorn — das ist die
fröhliche Pfalz“.

Radler ist der erste Dichter, der in seinen Gedichten die badisch-pfälzische Mundart, insbesondere die von Heidelberg und näherer Umgebung, mit Erfolg literarisch verwertet hat. Mit seinen echt volkstümlichen Schwänken, die er humoristisch besingt, mit seinen echt pfälzer Originalfiguren, die er vorführt, will er ein getreues Spiegelbild des rheinischen Volksstammes geben, ihm den Lebensfrischen, oft ausgelassenen Humor, den derben Witz und die oft burleske Stichelrede ablaufend. Wer kennt sie nicht, die zwerchfellerschütternden Dichtungen vom „Landwirtschaftlichen Fest“, wo der Herr mit „gäle Händsching“ die Bauern „abkanzelt und runnerschändt“, wo der Bauer aus der in der Lotterie gewonnenen Porzellanbüchse die Pomade seinem „Klaane Peter“ auf das Brot gestrichen hat, wo dann die Muffik macht zinnrabbummra — un do war die Gschicht am End; oder die vom

Hausfreund. u.

„Brand im Hugelwald“ mit der wahrhaft klassischen Einleitung:

Do sitzemer, zu zwölft, de ganze Morge,
For unser Schadt un Börgerschaft zu sorge,
Un denke aach an gar nix vun der Welt —
oder die von den „hochdeutschen Nähdersmäde“,
wo Hulda spricht: Ach Laura, sieh', man sagt
doch nicht: „mar sächt“, mar sächt: „man sagt“



Karl Gottfried Radler.

— und wie diese Gedichte alle heißen, mit denen sich der Dichter die Herzen aller Freunde eines gesunden Humors und echten Volkstums für immer erobert hat.

Sollte sie aber der geneigte Leser nicht kennen, sei ihm im folgenden eine kleine Probe gegeben, die auch heute noch für die edle Bäckerzunft ihre Gültigkeit haben dürfte.

Die Deputation.

(Mel.: Ein freies Leben führen wir.)

Die Bäuch, die Bäuch, die bide Bäuch,
Die Bäuch sin unser Schade!
's wär gscheidder werlich, sag ich euch,
Mir Bäcker hädde gar keef Bäuch,
Keef Wade un keef Wade.

Noch Billigkeit un noch Vernunft
 Is unser Tax zu nieder,
 Drum war aach unser ganzi Kunst
 Bei ihrer letzichte Zammekunst
 Wie 'n eenzger Mann darwider.

Mir sage unserm Kunstschriwent:
 Jek, Alder, schpiß dein Fedder,
 Schreib, daß mar nimmer lewe könnt,
 Mach e Lamento ohne End,
 Sunst hol dich 's Dunnerwedder!

Er hot gedhan sein Schuldigkeit,
 Die Schrift war schier zum Flenne,
 So kläglich wie die dheuer Zeit.
 O Christ, e Judd, e Dert, e Heid
 Hätt sich erbarme lönnne.

Mir knöchle¹⁾ siwwe Mann eraus,
 Zufällig lauder disse,
 Die gehn zum Präsident ins Haus
 Un rüde mit der Wittschrift raus,
 Un denke 's durchzudrude.

¹⁾ gemürfelt.

Was hot der Präsident gedhan?
 Der lest die Schrift un lächelt:
 „Ihr Herrn, gukt euch nor selwer an,
 Euch sicht mar doch keen Mangel an;“ —
 Des war nig gut geknöchelt!

Mir gukte an uns in der Rund, —
 Do war nix mehr zu mache;
 Mir Fekelerl, all fuchelrund,
 I jeder wiegt dreihunnert Fund, —
 Uns selwer war 's zum Lache.

Doch wäre mer jek herzlich froh,
 Wär schun die Geschicht vergesse;
 Jek heert 's: „Die siwwe Küh sin do,
 Die magre Küh dum Pharao,
 Un hawwe nix zu fresse.“

Drum noch emol: die Bäuch, die Bäuch,
 Die Bäuch sin unser Schade!
 's wär gscheider merlich, sag ich euch,
 Mir Bäcker hädde gar keen Bäuch,
 Keen Wade un keen Wade!

Johannisfeuer.

(24. Juni.)

Die Festhandlungen, die wir bei unserem jungen Landvolf wahrnehmen, bergen gewöhnlich einen tieferen Kern, als man auf den ersten Blick sieht. Manche Festformen gehen nachgewiesenermaßen sogar auf heidnische und zwar altgermanische und altrömische Gebräuche zurück.

Sehr alt ist unstreitig das Anzünden der Johannisfeuer am 24. Juni und das Überspringen derselben. Der ursprüngliche Sinn des Feuers scheint der eines Sühnfeuers zu sein, das die bösen Geister vertrieb und Krankheit und Mißwachs hinwegnahm. Manche Gelehrte wollten sogar — wohl mit Unrecht — eine germanische Gottheit, und zwar eine Sonnengottheit mit dem Fest in Verbindung bringen. Die Sitte, Johannisfeuer abzubrennen, findet sich heute noch in vielen Orten Süddeutschlands vor. Die Feuer heißen je nach der Gegend Johannisfeuer, Kanzenfeuer, Zinkenfeuer, Himmelfeuer. Oft wird das Springen mit Sprüchen begleitet wie:

St. Johannes, gib dein' Segen
 Laß den Weibern 's Werg lang werden
 oder:

Heilig St. Johannisseggen,
 Laß mein Werg 3 Ellen werden
 Und die Bollen wie Baumruß!

oder:

Der Samen soll auch drien (gedeihen)
 s' Unkraut soll versrieren!

In der Rastatter Gegend springen junge Leute beiderlei Geschlechts über's Feuer, dann bekommen sie in der Ernte kein Rückenweh. Wer bei Etklingen kein Holz zum Johannisfeuer spendet, hat während des Jahres keinen Segen. Bei Pforzheim wurde noch vor einiger Zeit mitten im Ort ein Feuer angezündet und dann darübergesprungen mit den Worten: „Wichs, wach's, daß der Hans 3 Ellen lang wach's“. Bei Bruchsal wird das Korn so hoch, als man über das Feuer springt. In manchen Gegenden Badens haben sich, wie in Bayern und Kärnten, die Johannisfeuer mit der Sitte des Scheibenschlagens verbunden.

In älterer Zeit beteiligten sich die höchsten Kreise am Johannistanz. In einer Münchener Kammerrechnung sind z. B. die Ausgaben verzeichnet für Herzog Stefan den Knäufel (XIV. Jahrh.), der mit den Fürstinnen und Burgfrauen um das „Suwentfeuer“ (Sonnenwendfeuer) am Schranneplatz tanzte. In Regensburg tanzte König Friedrich 1471 um das auf dem Marktplatz angezündete Feuer. Eine Münchener Feuerordnung von 1751 verbietet sogar ernstlich das Jagen. „Johannes- oder Sommerwendfeuer in denen Häusern und auf denen Gassen der Stadt.“ —

Großherzog Friedrich I. von Baden.

Am 28. September 1907, vormittags gegen 9 Uhr, haben sich auf der Insel Mainau, dem idyllischen Plätzchen im grünen See, die Augen eines Fürsten geschlossen, der sich nicht nur in der engeren badischen Heimat, sondern auch im ganzen Deutschen Reich und weit über Deutschlands Grenzpfähle hinaus der größten Verehrung und Hoch-

schätzung erfreute. War er doch ein wahrer, gütiger Vater seinem Volke, hat doch keiner deutscher gefühlt, deutscher gesprochen, deutscher gehandelt, als er. Dazu war er vom Wirbel bis zur Sohle ein edler und liebenswerter Mensch.

Erst wenige Tage vorher, am 9. September hatte der greise Fürst die Feier seines 81. Geburtstages in seinem Lieblingsaufenthalt Mainau begangen, nachdem er in den Bergen der Schweiz neue Kraft und neue Stärkung gewonnen hatte. Doch war es der letzte Geburtstag, der ihm beschieden sein sollte. Aus Mainau kam plötzlich die sorgenvolle Nachricht, daß Großherzog Friedrich, der noch am Sonntag, den 15. September, im nahen Litzelstetten der Einweihung der Kirche angewohnt, ernstlich erkrankt sei. Jedes Badners Herz erfüllte sich da mit banger Besorgnis, zugleich aber auch mit zuversichtlicher Hoffnung, der Erkrankte möge, wie schon oft, die Gefahr glücklich überstehen. Doch wurden die Nachrichten bald enfter und deutlicher. Und am 28. September läuteten die Glocken die Klage ins Land, daß der Teure entschlummert sei.

Tausende und Abertausende eilten in jenen Tagen der Trauer noch einmal zur Bahre in die Schloßkirche der Residenz, wohin die Leiche in schwarzumflorstem Wagen von der Mainau verbracht worden war, um noch einmal, zum letztenmal, die irdische Hülle des Entschlafenen zu schauen. Und dann wurde er hinausgetragen in die stille Gruft im Fasanengarten, die er selbst gebaut. Der deutsche Kaiser, die deutschen Fürsten,

Abgesandte der gekrönten Häupter Europas, das Heer, die Marine, das Parlament, die Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden, die Spitzen der Kunst und Wissenschaft bis herab zu den Abgeordneten der kleinsten Volkstreife im engeren Heimatland umstanden den Sarg, den hohen Toten beweinend, ihm im Namen der engeren Heimat, in dem Deutschlands, ja in dem der ganzen gebildeten Welt den letzten Gruß spendend.

Daß hier ein wirklich großes, inhaltsreiches Leben zu Grabe getragen wurde, geht schon aus den wenigen Charakterzügen hervor, die im folgenden geschildert werden sollen.

Schon das Äußere des Großherzogs war im höchsten Grade gewinnend und fesselnd. Eine Gestalt von vollkommener Vornehmheit und vollendeter Feinheit im Wesen und Anstand, in Gebärde, Bewegung und Haltung, auf dem milden, weißbartumrahmten, äußerst jugendfrischen Antlitz stets ein gütiges Lächeln, ein seelenvolles, weithinstrahlendes blaues Auge, das in beredter Sprache prüfende Besonnenheit, abwartende Ge-



Schloß Mainau, in dem Großherzog Friedrich verstarb.

duld, einen hohen Grad von seelendurchschauender Menschenkenntnis, eine Fülle von Freundlichkeit, Herzensgüte und Edelmut verrät — so lebt der Verewigte in der Erinnerung eines jeden, der ihn gesehen oder gesprochen . . . — ein Bild voll-entfalteter Menschenschönheit.

Wenn je das Wort: „in einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele“ zur Geltung kam, war es hier der Fall.

Als Mensch war der Großherzog äußerst streng gegen sich selbst, fleißig bis in die späte Nacht hinein, ein großer Freund der Natur und Kunst, sehr religiös. Sein Wahlspruch war: „Denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen“.

In der Lebensführung war der Fürst die Einfachheit selbst. Bescheiden waren seine Mahlzeiten. In seinen Privatgemächern, namentlich in seinem Arbeits- und Schlafzimmer, herrschte eine wahrhaft bürgerliche Nüchternheit. Soldat war der Fürst bis zum letzten Tage seines Lebens. Wie leuchtete sein Gesicht vor Freude, wenn er eine Parade abnahm und Veteranen begrüßen konnte! Eines Tages hielt er einen schlichten Bauer an, der mit dem eisernen Kreuz geschmückt war, und fragte ihn: „Wissen Sie auch, was das Kreuz bedeutet?“ . . . „Ich will es Ihnen sagen“, jagte der Großherzog. „wir sind Kameraden und Brüder, und Kameraden wollen wir bleiben!“

Hunderte von ähnlichen Vorkommnissen und Aussprüchen werden landauf, landab vom badischen Volke erzählt und wiedergegeben, um die leutfelige Guld, die väterliche Freundlichkeit, die herzwinnende Milde und Güte Friedrichs zu kennzeichnen.

Zu diesen menschlichen Zügen treten noch Eigenschaften, die man Regententugenden nennen darf: vor allem Pflichtbewußtsein, Gerechtigkeitsgefühl und Friedensliebe.

Wir alle wissen, wie Großherzog Friedrich bei seinem Regierungsantritt sein Land antraf, niedergedrückt unter den Nachwehen einer trüben Zeit, verschleiert mit gewittertschweren Wolken. Die Aufgabe für den 25-jährigen Herrscher war daher keine leichte. Wer aber die Regententätigkeit des Fürsten überblickt, wird sich der Tatsache nicht verschließen können, daß gleich die Anfänge seiner Herrschaft durch ausgesprochene Sicherheit und Klarheit gekennzeichnet sind. Seinen Staat wieder innerlich zu befestigen und zur Blüte zu bringen, ihm eine geachtete



Großherzog Friedrich I.

Stellung im Bunde der andern zu erringen, vor allem aber das gegenseitige Verhältnis der Liebe und Treue zwischen Fürst und Volk wiederherzustellen, betrachtete der junge Herrscher als die hohe Aufgabe seines Lebens. Als er am 2. Mai 1852, nach dem Tode seines fürstlichen Bruders, den Huldigungsseid abnahm, betonte er: „Es ist an der Zeit, die Empfindungen

des Herzens möglichst zu bewältigen dadurch, daß wir die Pflichten des Lebens ins Auge fassen.“ Am 30. August 1860 sprach er an die Vertrauensmänner des Volkes im Ständesaal zu Karlsruhe die bedeutenden Worte: „Ich kann nicht finden, daß ein feindlicher Gegensatz sei zwischen Fürstenrecht und Volksrecht; ich wollte nicht trennen, was zusammengehört und sich gegenseitig ergänzt — Fürst und Volk, unauslöschlich

öffentlichen und geistigen Lebens ein, diesen Geist des Fortschritts auf alle Organe der Behörden und der ihnen unterstellten Beamtenschaft übertragend.

Die von Großherzog Friedrich ausgestreute Saat ist aufgegangen in reicher Ernte. Liebe, Dankbarkeit und ungeschmälerter Verehrung hat das Alter des Fürsten verklärt. Großherzog Friedrich wird im Herzen des Badischen Volkes fortleben als der Gütige und Gerechte, als ein



Der Leichenzug des Großherzogs Friedrich zieht durch die trauergeschmückten Straßen von Karlsruhe und durch die Volksmassen nach dem Mausoleum.

vereint unter dem gemeinsamen, schützenden Banner einer in Wort und Tat geheiligten Verfassung.“ Und als er 1862 dem Festmahle beiwohnte, das bei Eröffnung der Wiesentalbahn in Schoppsheim gegeben wurde, sprach er: „Das Land, dem ich angehöre, betrachte ich wie eine große Familie, der ich alle meine Kräfte widmen will, und das ist eine werthe Pflicht“ — wahrhaft goldne Worte! Aber der Fürst hat sie nicht nur gesprochen, sondern auch durch die Tat, durch das Werk gekrönt. Er leitete für Baden die Zeit einer freien und freiheitlichen Entwicklung auf allen Gebieten des

echter „Vater des Vaterlands“. — Was aber dem Fürsten in besonderem Maß das Herz des gesamten deutschen Volkes gewonnen hat, ist die wahre, warmherzige deutsch-vaterländische Gesinnung, mit der er einst das Deutsche Reich vorbereiten half.

Wer die Tage von Wörth, Metz, Sedan, Nuits und von Belfort, wer die Kaiserproklamation am 18. Januar 1871 zu Versailles miterlebt hat, wird die Erinnerung an jene große Zeit als köstliches und herrliches Gut in sich tragen und hochschätzen. Jeder Badener wird sich

rühmen, daß auch seine Landsleute zu solch großen Erfolgen mitgewirkt haben. Als die schönste Frucht des blutigen Ringens, als das neue Deutsche Reich erstand, da war es Großherzog Friedrich von Baden, der im Spiegelsaal zu Versailles das erste Hoch auf den neuen Deutschen Kaiser Wilhelm I. ausbrachte. Seitdem ist dem ganzen deutschen Volke seine Gestalt und sein Wirken

die Wertschätzung der nationalen Kraft nie zu gering angeschlagen," rief er am 12. Juli 1887 den Veteranen des Kinzigtals auf ihrer Gauversammlung zu Zell am Harmersbach zu. Stets ermahnte er über dem Wohl des großen Ganzen kleinliche Selbstsucht und Sonderprivilegien zu vergessen.

Friedrichs unvergängliche Verdienste um Volk



Großherzog Friedrich II.



Großherzogin Silda.

unlöslich verbunden mit der deutschen Sache. Aber er galt mit Recht in deutschen Landen nicht nur als ein Paladin aus den Tagen der Gründung des Reichs, sondern auch als ein „treuer Eckart“ und Zukunftsmahner in den Tagen der Gegenwart. Bis an sein Lebensende war der Großherzog bemüht, in erfahrungsschweren Worten darauf hinzuwirken, daß alles getan werde, um das in harten Kämpfen Errungene zu wahren und zu stets reicherer Größe auszugestalten! „Die Erinnerung an die schweren Jahre 1870 auf 71 möge stets in Ihnen lebendig bleiben, damit wir

und Vaterland, sein hoch- und weitherziges Wesen, sein Pflichtgefühl, seine Treue, die er seit dem Tage der Thronbesteigung bis zum Augenblick ausübte, wo er das Steuerruder aus den ermattenden Händen gleiten ließ, um es seinem Sohne Friedrich II., dem nunmehrigen Großherzog, zu reichen — sie wird der Griffel der Geschichtsschreibung festhalten für alle Zeiten, und unsere Enkel und Urenkel werden mit Ehrfurcht und Dankbarkeit seines Namens und seiner Taten gedenken, wenn wir schon längst im Grabe ruhen.

Wie die Waldinger zu einer Krankenpflegerin kamen.

Von Ernst Kürz.

Die Vogtsbäuerin hat sich legen müssen. — Lang hat sie sich dagegen gesperrt; Heuet stand vor der Thür; alle Händ' voll gab's zu schaffen und keine Zeit zum Betthüten. — Dann mag's der Bauer auch gar nicht gern haben, das Jammern und Sichbeheben. — Und gar den Doktor holen! Der wohnt ja schier 2 Stunden weit weg. Da geht schon ein halber Tag mit dem Holen drauf — und die Kosten! Man kommt ja so schon nimmer aus dem Beutelaufmachen; nichts wie Bezahlen und Bezahlen! Erst an Lichtmeß hat der Tierarzt wegen der weißschekigen Kuh viermal kommen müssen; das hat Bakzen gekostet! Und die Diensthöten verlangen alskort mehr Lohn; dann die Kosten für die Krankentassen und die anderen Versicherungen, die Steuern und Umlagen! — Dabei die schlechten Rindenpreise!

Da hat sich halt die Vogtsbäuerin erst mit Hausmitteln geholfen: Kamillentee und Holdermus und warmes Schweineschmalz innerlich und äußerlich. „Batt's nicht, so schadt's nicht.“ Wie's nicht gebattet hat, ist die alte Heilerin gerad zufällig auf den Hof gekommen und hat der Bäuerin von dem guten Tee gegeben, der schon so Vielen geholfen hat. Schwitzen hat sie auch tüchtig gekonnt und nied sich und ob sich ist's gegangen, — nur zu arg. Aber auch schwächer und elender ist sie geworden, die Mariann; selbst der Schweizer Käse mit rotem Wein hat den Durchlauf und das Grimmen nicht stillen können. Immer zittriger ist sie geworden. Vom besten alten Schwarzriesenwasser hat sie getrunken; umsonst war's. Bald ist ihr heiß worden, bald eiskalt. Zum Kopf raus ist's ihr gefahren wie's wilde Feuer, und die Füße haben sie nicht mehr tragen mögen. — Da hat sie sich halt endlich legen müssen, ob sie wollte oder nicht.

Und die Heilerin ist wieder gekommen und hat ihr ein Tränklein gebracht; das muß' sie morgens und abends in der 3 Heiligen Namen trinken und dazu ein Vaterunser und den Glauben beten; und die Hebamme hat ihr von den Tropfen

gegeben, die ihr schon damals im Kindbett so gut getan haben. Heiße Säcklein, mit Kirschsteinen gefüllt, haben sie ihr auf den schmerzhaften Leib getan und drei große Pfulben drüber gelegt, daß sie recht schwitzen sollt'. Kriesenwasser hat sie innerlich und äußerlich genommen. Aber Alles hat nichts genügt; immer ärger ist's worden.

Am Tag vor Johanni war's. — Alle Mannsleut und Weibsleut sind ins Feld gefahren; auch die Kinder haben mitgedurst. Nur das kleine Mareile und die taube Bärbel sind daheim geblieben, das Mareile bei der Mutter als Wärterin, die Bärbel bei den Enten und Gänsen. — Das Mareile ist im Großvaterstuhl ein wenig eingeknickt. — Auf einmal ist's von einem fürchterlichen Rumpel aufgewacht, und da ist die Kranke neben dem Bett auf dem Boden gelegen, wie tot. Am Kopf hat sie aus einer großen Wunde geblutet und hat nichts mehr von sich gewußt. Schnell hat das Mareile den Vater geholt, und die alte Bärbel hat mit einer Handvoll Spinnweben indessen das Blut gestillt.

Wie die Bäuerin ins Bett geschafft und wieder nach und nach zum Leben gekommen war, da hat sie angefangen, an den Wänden herum zu reden; ganz anders! Engelein hat sie gesehen und feurige Wolken: den Bauer hat sie für den heiligen Johannes gehalten und das Mareile fürs Jesukindchen. Sie haben sich ganz gefürchtet. Da hat sich der Bauer aber nimmer lang besonnen; eingespant hat er und davon ist er, — jahrt nicht, so gilt's nicht — schnurstracks zum Doktor.

Der neue Doktor im Städtchen, ein noch junger, aber grundgescheiter Herr, ist gleich mit rausgefahren auf den Vogts Hof und hat die Bäuerin gründlich untersucht vom Kopf bis zu den Füßen und dabei in einem fort den Kopf geschüttelt. Wie er aber die Spinnweben gesehen hat, hats einen Mordspektakel abgesetzt; fuchsteufelswild ist er worden und hat von Blutvergiftung, Rothlauf, Hirnentzündung und allem Möglichen geredet, hat aber dabei die Wunde fein gesäubert und sorgfältig mit Karbolzeug verbunden. Dann hat er ein Glas voll Arznei

verschrieben und noch Allerlei geredet. Der Doktor hat immer arg eilig, und er spricht so schon ein wenig schnell und hochdeutsch; da verstehen ihn die Leute nicht immer; aber so viel haben der Bauer und die Stas', die älteste Tochter (im Hornung war sie 13 Jahr alt und kommt nächste Ostern zum hl. Abendmahl), — die Beiden haben schon so viel verstanden, daß es sich um ein hitziges Nervenfieber handelt, daß vielleicht noch ein Typhus dazukommen könnte und der sei gefährlich und sogar erblich; man soll drum keine fremden Leut zu der Kranken lassen und für frische Luft sorgen und man soll der Kranken nichts Festes zu essen geben, aber viel zu trinken, frisches Wasser und davon auch Umschläge machen; er werde in Bälde wieder nachsehen. — Und fort war er! —

Der Christian hat den Doktor wieder fortgeführt und gleich die Medizin holen sollen; es hat fürchterlich lang gedauert; endlich nach Mitternacht hat er sie gebracht und einen ziemlichen Kaufsch dazu; — die Medizin habe lang kochen müssen, derweil habe er einen Schoppen getrunken!

Gut war sie auch wirklich, die Arznei; gegen Morgen hat sich die Hitze gesetzt; die Bäuerin ist wieder ganz klar worden und hat gemeint, sie sei schon wieder fast gesund auf die ersten paar Löffel hin. Gar so schnell gings nun freilich nicht; doch das Erbrechen und Laufen hat zeitweilig aufgehört; das Fieber und Phantasieren ist nur hie und da wieder gekommen, und fürs Kopfweh waren die kalten Umschläge gut. Der Doktor hat zwar gemeint, man solle diese um den ganzen Leib machen; aber das hat die Bäuerin nicht haben wollen, „da hätt' sie sich doch erkältet;“ nur auf dem Kopf hat sie sie gelitten. Mit dem Essen und Trinken hats ihr der Doktor aber gar gut erraten; sie hat gar nichts essen mögen, nur trinken, immer trinken; ach, hat das frische Wasser so gut geschmeckt; besser als der Wein und das Kirschwasser, wozu sie sich ganz hat zwingen müssen; denn das hat der Bauer verlangt: „Ebbes mueß der Mensch doch zur Stärkung han.“ — Der Doktor hat's zwar verboten, aber der kuriose Herr trinkt selber nur Wasser und Milch; der versteht's deshalb nicht so.

Die Medizin ist zu End' gegangen; der Kuhbub ist zum Doktor gekommen und hat ihm ausgerichtet, es sei besser mit der Bäuerin, er braucht nicht mehr zu kommen; nur soll er die Medizin nochmal verschreiben. — Wie's freilich nach ein paar Tagen noch immer so im Gleichen gewesen

ist, da hat der Doktor doch wieder herkommen müssen. Und richtig hat's da wieder einen Spektakel abgesetzt. Es sind halt grad Stücker fünf Nachbarinnen auf Besuch bei der Kranken gewesen; die Luft war freilich nicht ganz gut und die Fenster sind auch alle gerade geschlossen gewesen. Da hätten ihr den Doktor sehen sollen! „Nichts wie naus mit den Wibervölkern.“ Daß er sie nicht ausgeworfen hat, war alles. Dann hat die Stas' hermüssen, weil die die Pfleg übernommen hat; der hat er den Koft anders runtergemacht! Warum man die Fenster nicht geöffnet habe? Er hab's doch gesagt! Und warum keine Wickel gemacht worden seien? Warum habe man die Frauen zu der Kranken gelassen? Er hab's doch verboten! Von jetzt an dürfe nur noch die Stas' zu ihr; und jedesmal, eh' die etwas esse, müsse sie sich gründlich die Hände mit Seife waschen; und von den Andern müsse sie sich ganz fernhalten. Denn daß er's nur grad heraus sage: die Bäuerin habe den Typhus, das Nervenfieber, die Krankheit sei sehr ansteckend. Er mache daher den Bauer verantwortlich dafür, daß künftig alle seine Anordnungen richtig ausgeführt werden. Und überhaupt werde er die Sache dem Amt anzeigen, und von nun an wolle er jeden andern Tag nach der Kranken sehen.

Wie der Bauer das „vom Amt“ gehört hat, wäre er fast grob geworden. Aber er hat halt doch gemerkt, daß der Doktor die Krankheit aus dem ff versteht und daß ihm viel an der Genesung der Kranken liegt. Ausführlich hat der gelehrte Mann noch erklärt, wie die Krankheit zustande komme, daß da irgendwoher, meistens durch Unreinlichkeit, kleine Pilze, die man aber nur mit kunstvollen Vergrößerungsmaschinen sehen könne, in die Gedärme und das Blut kommen, sich ungeheuer vermehren, dabei Gift ausspeien, so daß der Darm krank, ja sogar angefressen wird; es gäbe dann tiefe Geschwüre im Darm, und wenn man was Festes esse, könne dadurch so ein Geschwür bluten oder sogar zu einem Loch im Darm werden; dann sei's Matthai am Lekten. Ja, und diese Pilze gehen mit dem Urin und Kot fort und können dann wieder andere Leute krank machen. Darum tue strenge Reinlichkeit not, und was von den Kranken fortgehe, müsse unschädlich gemacht werden — „desinfiziert“ hat er gesagt — mit Schmierseife und Karbol oder auch mit frischer Kalkmilch. — Und so hat er noch viel gepredigt.

Wie der Doktor fortgegangen war, haben sich Alle nur so angeschaut. Die Bäuerin im Bett ist

ganz verdattert gewesen. Der Bauer hat sich hinterm Ohr gekratzt, und die Staj' hat geheult. Die Obermagd, die krumme Agath, hat sich zuerst zusammengenommen und, resolut wie sie ist, sagt sie zur Staj': „Ei due, da hilfst alles Hüleniz; folge mien mer dem Doktor, der weißt was er schwätzt, der ischt nit ume Junst g'studiert. Jezt hol mir e mol de groß Kübel und d'r Strubber und en Lumpe; no sege mer d' Stuben us und spare 's Wasser nit.“

Der Bauer hat nicht recht gewußt, wo ihm der Kopf stund. Er überließ vorerst das Kommando der Agath, die sich recht wichtig vorkam. Sie und die Staj' haben die ganze Stube unter Wasser gesetzt und schließlich noch einen halben Eimer Kalkmilch ausgegossen.

So hat's der Arzt freilich nicht gemeint; die Bäuerin hat auch bald gemurmelt, sie könne es nicht mehr aushalten in der feuchten Luft; sie wollt schier ersticken. Da haben sie die Kranke denn auf ein paar Stunden in die benachbarte Kammer, in der Staj' ihr Bett gelegt, was der Doktor zwar streng verboten hat. — Von jezt an ist fleißig gesegelt worden, und auch für bessere Luft haben sie ein wenig mehr gesorgt. Weil sich aber die Bäuerin vor dem „Verfalten“ gefürchtet hat, sind nur Mittags die Fenster aufgemacht worden und — wenn der Arzt gekommen ist. Überhaupt ist man überein gekommen, um dem Doktor den Ärger und der Bäuerin die Aufregung zu sparen, ein wenig — zu lügen. Vom Trippel aus hat man als den Doktor schon von weitem fahren sehen; dann ist Alles schnell so gemacht worden, wie er's hat haben wollen.

Der hat freilich manchmal den Kopf geschüttelt und dann das Stafese ins Gebet genommen; immer wieder hat er verlangt, daß man eine Krankenpflegerin kommen lassen solle. Und doch hat sich das Mädchel alle Müh' gegeben und alles getan, was es nur gekonnt hat. Kraftbrühen hat der Arzt verordnet neben der Milch und hat genau angegeben, wie man sie kocht, — akkurat wie eine richtige Köchin. Aber die Staj' war halt noch keine, und da haben die Suppen der Mutter nicht recht schmecken wollen. Drum hat sie sich mehr an das frische Wasser und schwarzen Kaffee mit Kriesenwasser und an's Zuckerwasser gehalten. Die Milch war ihr so schon immer zuwider. Wenn dann der Doktor gefragt hat, ob ihr die Kraftsuppen schmecken, so haben die Kranke und die Wärterin nur genickt. Das Thermometer, mit dem die Staj' das Fieber messen hat sollen, hat auch seine Mucken gehabt.

Bald hat's nicht nauf, bald nimmer runter wollen. Freilich haben sie eh' schon gemerkt, wenn's Fieber wieder gekommen ist. Dann haben sie der Kranken schnell ein Pulver gegeben; zwar hätt' das schon vorher sein müssen. — Die Mixturen hat die Bäuerin fast gar nie nehmen wollen, sie schmeckten gar nicht gut; so hat man denn, eh' der Arzt kam, ein wenig davon weggeschüttet. Nur die Pulver und das frische Wasser haben der Kranken gepakt; denn das Fieber und das Phantasieren haben darauf hin immer nachze-



Und die Heilerin ist wiedergekommen und hat ihr ein Tränklein gebracht.

lassen; aber immer schwächer und schwächer ist sie geworden.

Später ist auch etwas Gedrucktes vom Amt gekommen; „Desinfektionsmaßregeln“ hat's heißen. Da drum hat sich aber niemand viel gekümmert; es wird heutzutage gar viel gedruckt; wer kann denn das alles lesen! Erst wie der Physikus herauf gekommen ist und darnach gefragt hat, haben sie das Blatt hinterm Spiegel vorgeholt. Wie er merkte, daß niemand den Inhalt kannte, ist er grob geworden und hat mit Strafe gedroht. Dann hat er Alles ausgefragt, und den Brunnen, die Milchammer, den Stall und so weiter visitiert, hat Wasser mitgenommen zur Untersuchung und auch eine große Predigt ge-

halten. Es war so ziemlich das, was auch der Arzt gesagt hat, nur noch schärfer; wenn noch andere Personen im Haus oder Dorf den Typhus bekämen, sei der Bauer verantwortlich, der habe dafür zu sorgen, daß die Krankheit nicht weiter geschleppt werde; das sei zum Beispiel möglich durch Wasser, Milch, Wäsche, Gemüse u.; drum tue größte Reinlichkeit not, drum müßten die gedruckten Vorschriften genau ausgeführt werden. Es könnten aber auch Leute die Krankheitspilze in sich haben, ohne daß sie recht krank seien, und solche Personen seien die gefährlichsten, weil sie überall hinkommen; es müßte also ein Jeder im Haus, der sich unwohl fühle, das dem Herrn Doktor sagen, dann werde ihn der darauf hin untersuchen; vor allem aber müsse nun endlich eine richtige Krankenpflegerin geholt werden; die sei für die kranke Bäuerin unbedingt nötig und könne auch am besten das Verschleppen von Typhus verhüten; schon längst habe er ja dem Gemeinderat geraten, eine Gemeindepflegerin anzustellen; jetzt sehe man, wie wichtig das wäre usw.

Als er fort war, hat sich der Vogtsbauer wieder lang hinter dem Ohr gekräft. Er sitzt nämlich selber im Gemeinderat und hat damals kräftig gegen den Vorschlag vom Physikus gestimmt; denn die Bäuerin hatte ihm vorher eine kleine Vorrede gehalten (die Frauen dürfen ja nichts in die Gemeindeverwaltung hineinreden): „Das bruche mir grad no,“ hat sie gewesert, „so ne fremde, hergloffene Person im Ort, wo'n alli Hüser un Töpf usguckt un alles usloset un rumtreit; e Sünd' und e Schand' wär's jo, wenn e Muetter nit emol 's eige Kind oder den eigene Ma oder d' Kinder ihre Eltere nit wolte verpflege! — und koste tät's au wieder viel; wie wenn d'Umlage und Stüre nit so scho hoch gnue wäre; an so ebbes denke die Stadtherre nit! Un wer müeßt's zahle? Mir, die Bure. Und die geringe Lüt, die hätte de Profit. Nix do! Mir bruche kei Krankeschwester, du stimmst dergege.“ — Der Antrag ist damals abgelehnt worden, — fast einstimmig; nur der Ochsenwirt hat dafür gestimmt, „denn,“ hat die Ochsenwirtin gemeint, „wir kriege sie nocher in's Logis, f'ischt jo sunft niened Platz.“

Jetzt freilich hat die Vogtsbäuerin doch anders denken gelernt; sie sah wohl, daß die Staf' nicht imstand war alles richtig auszuführen, was der Arzt verordnete und daß es sehr bedenklich war, wenn der hintergangen wurde. Sie merkte auch, trotz ihrer Schwäche, daß im Hauswesen Alles drunter und drüber ging und die Staf', das

frische rotbackige Mädel, immer blässer und schwächer und lässiger wurde. Wie daher eines Tages der Pfarrer, der bisweilen zu Besuch kam, auch von einer Krankenpflegerin sprach, da nahm sie sich vor, mit dem Bauer darüber zu reden. Der kam selten in die Krankenstube. Es gab alle Hände voll zu tun, man war mitten in der Heuernt. Auch war er über die Krankheit beruhigter, seitdem die Hizen nachgelassen hatten; die Kranke war jetzt so still und ruhig; zumeist schlummerte sie so vor sich hin, sie verlangte nichts und klagte nicht mehr viel. Nur der Pfarrer hat den Bauer doch arg erschreckt. Wie er das letzte Mal da war, hat er ihn auf die Seite genommen und zu ihm gesagt: „Michel, versäumt nur nicht, mich rechtzeitig zu rufen, wenn's Not tut.“ — „Ja, Herr Pfarrer,“ hat der Michel ganz verdattert gefragt, „Zhr werret do net denke, daß d' Mariann sterbe könnt?“ „Zhr Leben steht in Gottes Hand!“ hat der Pfarrer gemeint und so mit den Achseln gezuckt. Das war dem Michel doch nicht einerlei; er hat sich sachte zu der Kranken gesetzt; sie hat vor sich hingeduselt und ihn gar nicht erkannt. Erst wie er ihr einige Mal den Namen gegeben und mit seiner rauhen Hand die bleichen eingefallenen Wangen gestreichelt hat, da hat sie ihm zugelächelt und: „Michel, liebster Michel!“ hat sie gestüftert und hat seine Hand mit ihren abgezehrten Fingern an ihre Backen gedrückt. Dann hat sie auf das Stasele gedeutet, das ganz ermattet im Großvaterstuhl eingeschlafen war und hat gewispert: „Michel, i mein, mer sollte wege dera doch e Krankeschwester kumme lo.“ Ganz betroffen schaut er die Staf' an; Herrgott, auf das Mädel hatt' er ja gar nicht Acht gehabt; schlecht aussehen tat sie wirklich, die Kleine, zum Erbarmen! Hastig nickt er ihr zu: „Recht hocht, Mariandel, es soll mer nit druf ankumme, kost's was will; wenn dr mir nur ball wieder g'sund wirscht.“ —

Nach einer Stunde hat er richtig den Brief an die angegebene Adresse fertig gehabt und eine Pflegerin bestellt. Da — eben als der Seppel, der Kuhhub, mit dem Brief zu der Postagentur abgeschickt war — ist oben am Speicher die alte Heilerin sichtbar geworden. Sie hatte erfahren, daß die Krankheit sich arg in die Länge zog; aber weil sie wußte, daß der Doktor weidlich gegen sie auftrat, hat sie sich nicht mehr hergetraut und ist auch jetzt nur ganz vorsichtig näher gekommen. Dem Michel kam sie nun wie gerufen. Er brauchte einen Menschen, dem er

seine Sorgen aussprechen konnte. Die Heilerin war eine erfahrene und verschwiegene Frau, und schließlich hat sie doch schon manchem Menschen und Vieh, die von den Ärzten aufgegeben waren, wieder auf die Beine geholfen.

Bald war die Heilerin im Klaren und Herrin über die Sachlage; mit einigen wenigen verwundernten Fragen und beschwörenden Handbewegungen, anklagenden Blicken gegen den Himmel und Anrufung von vielen Heiligen hatte sie das Vertrauen des Bogtsbauern in den Arzt gründlich erschüttert, und in wenigen Minuten saß sie oben am Krankenbett. Rasch hatte die kluge Alte erfasst, daß die Bäuerin im Begriff war, buchstäblich zu verhungern. Der Arzt, welcher wegen der bei Typhus zu befürchtenden Darmblutungen strengstens vor dem Genuß fester Speisen gewarnt hatte, war beständig darüber getäuscht worden, daß die Kranke die verordneten flüssigen Speisen und auch die Milch fast gänzlich verschmäht und so bei der vorhandenen Appetitlosigkeit schon die ganze Zeit hindurch fast gar keine Nahrung bekommen hatte; den offensichtlichen Zerfall der Kräfte mußte er daher lediglich auf Rechnung der Krankheit, des Fiebers, setzen. Gar leicht gelang es nun der Heilerin, den Arzt zu verdächtigen: „D je ges, dös ischt der richtig Dokter; die Kranket bringt er aweg, aber de Kranke au. Wie ka denn der Mensch egzistire, wann er von nix lebt als vo Wasser und dem wengele Brüese; nit emol de Wi und 's Kriesiwasser hät er verlaubt; ja, Buer, sind denn Ihr au e Ma? Wisset denn Ihr nit, was Leib und Seel z'ämme hält? Essen und Trinke! Aber nit 's Wassertrinke; jell macht blau'i Darm, dös weiß en jedes Kind.“

Schüchtern wandte die Staf', welche ihr schlechtes Gewissen zwang, den Arzt zu verteidigen, ein: „D'Muetter ma'n aber nit esse, 's isch ere Alles zwider und der Win macht ere numme Hitze un regt sie uff, un noch der Hand ischt sie aichge kripplicher.“ „A papperlepapp,“ rief die Alte, „das were mer hall sehne; es kummt numme druf an, ob d' Büeri ne bsundere Gluschte überkummt; des ischt d'Hauptfach!“ Weitläufig erzählte sie nun, wie oft schon Kranke, welche sogar dem Sterben nahe waren, weil sie nicht mehr essen mochten, plötzlich eine unbezwingliche Lust nach irgend einer Speise empfunden haben und dann, nach deren Genuß, sofort Appetit bekamen, wieder tüchtig essen konnten und rasch gesund wurden. „Binn di ne mol, macht di denn gar nix an, e Suerkrutt oder e paar Rippächle, oder

e Gallerei, oder neubaches Brot, oder mögchst en Schiebling mit recht viel Senst? Hei, binn di eweng; guck, ball de nen Gluschte kriegsch, so bisch grettet.“ Die Mariann hat sich redlich Mühe gegeben, sich, so gut ihre Schwäche es erlaubte, auf eine Leibspeise zu besinnen; aber es regte sich keinerlei Gelüste. Da fiel ihr Blick auf den Hochzeitskranz, der nebst ihres Michels Hochzeitsstrauß unter Glas und Rahmen an der Wand hing; plötzlich stand ihr wieder jener Tag, an dem sie vor 15 Jahren den Kranz getragen, so lebhaft vor Augen; es war ihr, als säße sie wieder Hand in Hand neben ihrem stattlichen Michel, mitten unter den vielen Gästen, glücklich und verschämt bald an dem Wein nippend, bald von dem Kuchen ein Stückchen essend, der vor ihr lag. Sie sah ihn heute wieder so deutlich wie damals vor sich stehen, den herrlichen knulperigen Mandeltuchen, welcher in rotem Zuckerguß zwei flammende Herzen trug, und darüber schlangen sich zwei M aus braunen süßen Mandeln in einander. „Iß und trink, Mariandel, und loß dr's schmede,“ hat ihr der Michel immer wieder zugeflüstert, und andächtig hatten sie die flammenden Herzen und die Mandel-MM mit einander verzehrt. Ja, so eine Mandeltorte, das müßte ihr sicherlich auch jetzt wieder herrlich munden; einen ordentlichen Heißhunger verspürte sie auf einmal und: „Mandeltorte“ lispelte sie mit ihrer schwachen Stimme, verschämt nach dem Michel herüber forschend, ob er sich erinnere. Der Michel hat nimmer an den Hochzeitskuchen gedacht, er freute sich aber des eingetroffenen Gelüstes, und triumphierend sprang die Heilerin auf und erklärte sich bereit, sofort dies lebenverheißende Gebäck selbst in der Stadt zu holen. Medizin und Pulver des Doktors solle man nur ausschütten; wenn sich das Fieber einstelle, solle man auf einen Zettel die drei heiligen Namen schreiben und auf dessen Rückseite das Wort arbadabra; den Zettel solle man in's Feuer werfen und dazu sprechen: „Brenn die Fieber, wend di; Mariann, das sag i dir zur Buß in den drei heiligen Namen, Amen.“ Der Bauer und die Staf' hörten halb staunend, halb zweifelnd zu; keines dachte mehr an das Verbot des Arztes, keine festen härteren Speisen zu reichen, welche die gefährlichen Darmblutungen hervorrufen; sie sowohl wie die Kranke drängten die Heilerin zum Ausbruch, die dann auch, mit einem großen Stück Speck und einer Flasche Kirchwasser versehen, sich alsbald auf den Weg machte. Frische Hoffnung und Zuversicht erfaßte Alle, vor Allem

aber die Kranke selbst; sie meinte jetzt schon fast gesund zu sein, und ein leichtes Rot der Erregung färbte täuschend ihre bleichen, eingefallenen Wangen.

Die Nacht war eine bessere als sonst, und selbst der Arzt, der am andern Morgen gerade vorsprach, glaubte anfänglich eine Besserung feststellen zu können; aber bald schüttelte er den Kopf, frug die Stas' scharf aus, ob seine Anordnungen auch richtig befolgt seien, was natürlich, wie immer, bejaht wurde. Dann verordnete er stärkere Fieberpulver und eine andere Arznei. Kaum war er fortgegangen, so stand, wie aus dem Boden



Der Bauer saß ganz gebrochen auf dem Bettrand.

gestiegen, die Heilerin vor dem Bett und präsentierte eine braune dustende Mandeltorte. Hastig griff die Kranke darnach und richtig: während sie gestern noch nicht imstande gewesen wäre, auch nur ein Stückchen Fleisch oder Brot hinunter zu würgen, vermochte sie jetzt sofort ein Stückchen Kuchen zu essen und verlangte gierig nach mehr. Nun riet aber die Heilerin selbst zur Vorsicht und ordnete an, daß der Kranken nur alle zwei Stunden eine kleine Portion der sonderbaren Arznei verabreicht werde; sie blieb noch einige Zeit und ließ sich reichlich bewirten und beschenken. Als beim Abschied die Bäuerin über etwas Leibschmerzen klagte, war die Doktorin darüber ganz befriedigt: „So freilt, wenn's nit angrist, so battet's nit; die Kranket wehrt si halt.“ Am andern Morgen wollte sie wieder nachsehen. Voll Zuversicht ging der Bauer an die Arbeit; zur Mittagszeit frug er nach der Kranken; sie hatte etwas geschlafen, aber ziemlich Schmerzen gehabt; der Hunger war noch groß; pünktlich alle zwei

Stunden verschlang die Bäuerin gierig ein Stückchen Torte, wenngleich es schon nicht mehr so leicht ging wie Vormittags. Gegen 3 Uhr wurden die Schmerzen heftiger; der Kuchen kämpfte offenbar mächtig mit der Krankheit. Gegen 4 Uhr konnte die Kranke sich nicht mehr halten; sie schrie laut auf vor Schmerz, so daß der Bauer — Alle waren unten in der Stube beim Vesperbrot — selbst herauf kam: „Bis griewig,“ tröstete er, „iß du nu und loß d'r's schmede, wenn's au weh tuet; es hilst d'r jo.“ Mit einem schwachen Versuch zu lächeln, schickte sie ihn hinab, und schon war er im Begriff, von Hof weg auf die Wiesen zu fahren, als er plötzlich einen gellenden Schrei hörte, und gleich darauf riß die Stas' das Fenster auf und rief dem Vater zu: „Gschwind Vatter, kumme gottig, 's Müeterli will sterbe.“ Hastig eilte er nach oben. Mit grauweißem Gesicht, die Lippen blaßblau, die Augen starr nach oben gerichtet, lag die Kranke bewegungslos wie eine Leiche da; kalter Schweiß perlte auf der Stirne; eiskalt waren die Hände, und kaum mehr bemerkte man, daß sie atmete. Laut jammernd warf sich der Bauer über die Kranke; er nahm ihre kalten Hände in die seinen, als ob er sie wieder wärmen könnte, wischte ihr den kalten Schweiß von der Stirne und rief ratlos ein über das andere Mal: „O mei Mariandel, mei liebs Weib, du darßst mer nit sterbe, du darßst nit.“ Die Stas' bewies größere Geistesgegenwart; sie schickte den einen Knecht nach dem Pfarrer, den andern zum Arzt; der erstere konnte in einer 1/2 Stunde, der letztere in 2 Stunden da sein. Sie selbst eilte zu der nahe wohnenden Hebamme, welche ihr stärkende Tropfen mitgab und alsbald nachkam. Laut weinend hatten sich die Kinder und die Ehalten in der Schlafstube zusammengedrängt; von den Tagelöhnerhäusern des Hofes kamen die Nachbarn eilend herbeigeeilt und füllten bald die Stube und die anstoßenden Räume. Die krumme Agath, welche wußte, was Sterbensbrauch war, hatte das Zeichen zum Beten gegeben, und nun hörte man im Bogtsbauernhaus nur noch das einförmige Sterbegebet.

Der Bauer saß ganz gebrochen auf dem Bettrand und hielt die kalte Hand seines Weibes in seinen schwieligen Fingern; Tränen rollten ihm über das trockne, arbeitsstarke Gesicht. Nur die Stas' bemühte sich um die Sterbende; sie stößte ihr ab und zu von den stärkenden Tropfen ein, rieb ihr die Stirne und Schläfen mit Kirschgeist. Und in der Tat! — Allmählich kehrte etwas Leben in den fast erstarrten Leib; die Lippen

röteten sich, die Augen bekamen Glanz und blickten zunächst verständnislos auf die Nahestehenden, die sofort mit besorgten Fragen auf sie einstürmten. Die Kranke wollte sprechen, konnte aber nicht, schüttelte nur leicht den Kopf und schloß die Augen. Wieder erscholl ein lautes Jammern, da alle meinten, nun sei es zu Ende; aber die Brust hob und senkte sich wieder kräftiger; die Gesichtsfarbe wurde frischer, wieder hofften die Trauernden. Mit gespanntem, tränendem Blick beobachteten der Bauer und die Staf' die geringste Lebensäußerung der Kranken, während das gedämpfte Murmeln der Betenden sich mit dem gleichmäßigen Ticken der alten Schwarzwälderuhr wunderbar mischte.

Plötzlich zuckte die Kranke zusammen; ein leises Stöhnen rang sich aus ihrer Brust; weit öffnete sie die Augen; hilflose, qualende Angst malte sich in ihren Zügen; sie wollte sprechen, aber konnte es nicht mehr; ihr suchender Blick blieb endlich an dem Wandkruzifix hängen, wanderte dann zu den Augen des Bauers und wieder zum Bild des Heilands, bis der gebrochene Mann verstand: „Jo weger, Mareile, glich wurd er do si, der Herr; und der Doktor kummt au; Du darfscht mer nit sterbe, Du stirbscht mer nit.“ In diesem Augenblick kam der Hirtenhuh geprüngt: „der Herr kummt, er ischt schon in der Husehre.“ Und schon vernahm man das Glöcklein des Mesners, der dem Geistlichen vorausschritt. Alle hatten sich auf die Kniee geworfen vor dem Allerheiligsten, das der Geistliche vor sich hertrug; er trat ohne Aufenthalt an das Krankenbett und fand — eine Leiche, die Bäuerin war verschieden. — Der Ausdruck der Angst war jetzt von dem Gesicht verschwunden; ein Lächeln, so lieblich und verschämt, wie es sie als Braut verklärt hatte, verjüngte die bleichen Züge: die Augen aber standen weit offen, als ob sie nicht genug der Herrlichkeit fassen könnten, die sie mit dem schwindenden Blick geschaut hatten.

Das ist die Geschichte von der Bogtsbäuerin, ihrer Krankheit und ihrem Sterben. —

Die Mariann ist allfort ein sinnig Gemüt gewesen; ihr einziger Wunsch, wenns einmal ans Sterben gehen sollte, war, daß sie so recht bei klarem Sinne ihrem Mann und den Kindern Abjes sagen, hierauf andächtig und voll Ergebung das Sterbesakrament empfangen könnte und so, den Namen des Heilands auf den Lippen, die Liebe zu ihm und den Ihrigen im Herzen, friedlich sterben würde! Nun war es so ganz

anders gekommen, so schreckenvoll, so weihelos, so schnell und unvorbereitet! — — —

Während der Geistliche sich zum Ausbruch rüstete, traf auch der Arzt ein. Er war offensichtlich schmerzlich überrascht; mißtrauisch durchflog sein Blick die Schlafstube. Als er die Leiche genau besichtigt hatte, sprach er dem Bauer den Wunsch aus, die Sektion derselben vornehmen zu dürfen; dem widersetzte sich der Bauer aber aufs Entschiedenste, trotzdem auch der Pfarrer zusprach; die Leichenöffnung unterblieb daher. Der Arzt hatte aber doch feststellen können, daß die Bäuerin an einer heftigen Darmblutung gestorben sei, und zwar müsse irgend ein Diätfehler die Veranlassung gewesen sein; vorwurfsvoll fügte er bei, daß man seinem Wunsch hätte Folge leisten und eine geschulte Krankenpflegerin hätte beiziehen sollen; dann wäre manches anders gekommen. — —

Hiervon sollte sich der Bauer bald überzeugen; denn die vor dem verhängnisvollen Eingreifen der Heilerin bestellte Krankenpflegerin traf am Tage ein, da die Bäuerin beerdigt wurde. Sie ward nicht fortgeschickt, — das Stasele lag im hellen Fieber zu Bett, und als die Pflegerin hörte, daß die Mutter an Typhus gestorben war, erklärte sie sofort, daß sicherlich auch hier Typhus vorliege und gleich der Arzt geholt werden müsse. Dies geschah auch — und nun nahm die Sache einen ganz anderen Verlauf, als bei der Bäuerin. Jetzt wurde der Arzt nicht mehr getäuscht; was er verordnet, wurde genau und pünktlich durchgeführt; nicht die Kranke oder gar die Hausinsassen entschieden, was gut und zweckmäßig war, sondern nur der Arzt. Die Desinfektions- und Absonderungsmaßregeln wurden nun streng gehandhabt. Niemand außer der Pflegerin und ab und zu dem Vater, der sich nachher jeweils waschen mußte, hatte Zutritt zur Kranken; pünktlich wurden die Arzneien eingegeben und hatten dann auch fast immer die beabsichtigte Wirkung; nasse Wickel und kühle Bäder wurden ungeachtet des Entsetzens der Nachbarnfrauen angeordnet. Das Fieber wurde regelmäßig und genau gemessen, die Höhe sorgfältig aufgeschrieben und dem Arzt jeweils mitgeteilt. Dieser konnte nun kommen, je nachdem es der Stand der Krankheit verlangte, über den ihm die Pflegerin täglich schriftlichen Bericht schickte. Bei kleinen Zwischenfällen wußte diese auch selbst Rat; ihre Erfahrung hatte ihr ein genügendes Urteil verschafft, ob ein Zeichen von Bedeutung sei oder nicht; es gab keinen blinden

Schreck, aber auch keine gefährliche Sorglosigkeit mehr. Der Bauer wußte, daß er ruhig seinen vielen Feldarbeiten nachgehen konnte und daß die Kranke in besten Händen war; und wenn er bisweilen nach ihr sah, so trat er in ein sauberes, wohl aufgeräumtes Stübchen; der freundlichen Sonne und der frischen Luft waren die Fenster jeder Zeit geöffnet; statt der üblen Krankenausdünstungen duftete tagsüber der nahe Holderstock in die Stube herein; die schneeweiße, selbstgesponnene Leinwand leuchtete vom Bett und der Kranken, die so sauber und wohligh dalag, als fehlte ihr kaum etwas. Auch die übrigen Hausbewohner waren ganz zufrieden mit dem Verlauf der Dinge. Die Pflegerin mischte sich in nichts, was nicht mit der Kranken zusammenhing; erbetenen Rat aber gab sie zu jeder Zeit und auf's Beste; denn sie verstand sich auf den Haushalt sehr gut.

Nur die Heilerin wurde scharf abgewiesen, als sie eines Tages versuchte, auch hier ihre Künste anzubieten; Schwester Emma hatte bald aus den Phantasien der Kranken den Zusammenhang der Vorgänge im Haus erfahren und dem Bauer auch schonend, aber unumwunden mitgeteilt, daß zweifellos bei der Bäuerin durch den Kuchen die noch nicht vernarbten Geschwüre, welche sich beim Typhus im Darm zu bilden pflegen, verlegt wurden und dadurch Blutungen eingetreten seien, die um so eher den Tod herbeiführen mußten, als die Kranke infolge der Nachgiebigkeit und Unkenntnis ihrer Pflegerin fast verhungert sei. Die Staf' konnte jetzt an sich selbst so recht den Segen einer guten, sachverständigen Pflege erfahren. Wie dankbar war sie auch der Schwester, die sie so lind betten und legen konnte, die ihre Beschwerden so wohl verstand und so rasch und leicht milderte, die ihr so erfrischende Tränke, so wohlschmeckende Suppen und so kräftige Brühen bereitete, und die ihren Widerwillen gegen die Medicinen, ihre Vorurteile gegen so manche Anordnung des Arztes so bestimmt, aber doch sanft und freundlich zu überwinden vermochte! Und sieh! Die Macht der Krankheit war auch bald gebrochen, das Fieber blieb weg, die Kräfte hoben sich, und ein zartes Rot der Genesung färbte die Wangen schon wieder.

Da saß eines Abends der Bauer am Bett der kleinen Genesenden, noch schwer gebeugt durch den Verlust des lieben Weibes, aber doch offenbar erfreut über die Besserung des Töchterchens und behaglich angemutet durch die Ordnung, Reinlichkeit und den Hauch der Gemütlichkeit,

welcher über dem Krankenzimmer lag. Er hielt die Hand des Kindes in der seinen, und Beider Augen sprachen miteinander die stumme, innige Sprache der Naturmenschen. Da schob das Kind seine zarte Hand tiefer in des Vaters breite Faust und schüchtern, traurig und stockend begann es zu sprechen: „Vaterle, i mein halt“ — — „Was denn Stasele, was meinscht denn?“ — „I mein halt alleweil, wenn i — wenn i 's Mäeterli so guet und püntkli pflegt hätt, wie mi d' Schwester Emma, no täts Mäeterli no lebe und wär wieder gsund.“ Heraus war es, das längst gehegte Geständnis, ein wildes Schluchzen erschütterte den zarten kleinen Körper, und der große starke Mann warf sich über das Kind und schluchzte herzzerbrechend mit. Nach einer Weile richtete er sich auf. In seinem Gesicht lag der Ausdruck fester Entschlossenheit; dann legte er der Tochter die Hand auf die Stirne und sprach: „Nei, Stasele, Du bist nit schuld, Du hästcht dei Schuldigkeit verriht', aber i bis jetzt no nit.“ Damit ging er hinaus, in's nahe, leerstehende Leibgedinghaus hinüber, wo er eine Zeit lang herumhantierte, Maße nahm und dergl.

Am andern Tag — es war gerade Gemeinderatssitzung — begab sich der Vogtsbauer mit besonders feierlicher Miene und im vollen Sonntagsstaat auf's Rathhaus, wo er seinen gewöhnlichen Platz einnahm und sich an den Verhandlungen zunächst wenig beteiligte. Nach beendeter Tagesordnung räusperte er sich und bat um's Wort; dann brachte er, anfangs mit stockender Stimme, eine Art von Beichte vor, wie es kam, daß seine Mariann gestorben und seine Staf' nicht gestorben sei, wie er die große Wohlthat einer geordneten, verständigen Krankenpflege erkannt habe, wie er sich selbst Schuld an seinem Unglück beimesse und Andere vor Ähnlichem bewahren möchte u.; er beantrage daher, daß nunmehr eine Pflegerin für die ganze Gemeinde angestellt werde. — Die Stimmung der Ratsherren war jetzt eine andere als früher; nur der Kostenpunkt machte ihnen großes Bedenken, besonders die Wohnungsfrage. Da erbot sich der Vogtsbauer, der darauf nur gewartet hatte, — daß er auf seinem Hof, der ja ziemlich in der Mitte des Ortes liege, im Leibgedinghaus zwei Stübchen mit Küche herrichten wolle und sich verpflichte, sie nebst dem Nötigen an Brot, Milch und Kartoffeln der Pflegerin zur Verfügung zu stellen. — Nun war die Sache gewonnen. Da die Einwohnerschaft gemischter Konfession war, entschied man sich für eine

Rotekreuzschwester, und als Schwester Emma abreiste, hatte schon eine vom Frauenverein in der Residenz ausgebildete Pflegerin ihren Einzug im Leibgedinghaus des Vogtsbauernhofs gehalten. —

Seitdem erfreut sich die Gemeinde Waldingen der Segnungen einer regelmäßigen, geordneten Krankenpflege. Arzt und Gemeinde sind sehr zufrieden dabei; der erstere hat jetzt eine treue, zuverlässige Gehilfin, die seine Anordnungen pünktlich und willig ausführt und gewissenhaft über das Verhalten des Kranken Bericht erstattet. Viele wirksame Heilverfahren, die er früher bei den ungewandten und unerfahrenen Leuten nicht anwenden konnte, stehen ihm jetzt zu Gebot, weil er ihre Ausführung der Pflegerin anvertrauen kann. Manchen Kranken oder Verletzten, den er früher in das Krankenhaus schicken mußte, kann er jetzt unter Beistand der Pflegerin in dessen Wohnung behandeln. Sehr oft weiß sie ihm die Ursachen und Veranlassungen der Erkrankungen anzugeben, so daß ihm deren Erkenntnis und Behandlung sehr erleichtert ist. Jetzt warten die Leute nicht mehr zum Äußersten, bis sie den Arzt rufen, da die Schwester auch bei leichteren Beschwerden schon geholt wird und dann oft die alsbaldige Zuziehung des Arztes verlangt, wo die Angehörigen noch lange gezögert hätten; andererseits spart sie dem geplagten Doktor manchen nächtlichen Gang, da sie harmlosere Schmerzen durch einfache Hausmittel zu lindern versteht, und oft genügt schon ihr Zuspruch, um Angst und Sorge oder eingebildete Krankheiten zu verschrecken. Dabei treibt sie selbst keineswegs je Kurpfuscherei, wenn schon sie die Heilerin gänzlich aus dem Feld geschlagen hat; sie weiß sehr wohl, daß ihr die umfangreichen gründlichen Kenntnisse abgehen, welche allein berechtigen und befähigen, ein so wunderbares Geschöpf wie den Menschen zu behandeln. Und wenn sie selbst je wollte, so könnte und dürfte sie nicht über die Grenzen ihrer Obliegenheiten hinausgehen; denn seitdem die Regierung einen namhaften Zuschuß für die so wichtige Landkrankenpflege beisteuert, hat sie für die Pflegerinnen eine Dienstweisung aufgestellt, in welcher deren Pflichten und Rechte genau bezeichnet sind und deren Befolgung von dem Bezirksarzt scharf überwacht wird. Auch diesem hat sich die Schwester in Waldingen bald sehr nützlich erwiesen; sie bemerkt das Auftreten einer Epidemie schon im ersten Beginn; und seitdem sie im Ort ist, stehen die Maßregeln gegen die Verbreitung der Seuchen nicht wie so oft nur

auf dem Papier, sondern sie werden auch pünktlich befolgt.

Wie wohlthätig auch wirkt ihr Einfluß auf die Ordnung und Reinlichkeit in den Häusern! Manche Bäuerin, das ist wahr, hat sich Anfangs „geniert“ vor der Fremden, wenn die Stuben nicht gefeiert waren, gar das Ungeziefer sich darin eingestrichelt hatte, wenn den Eintretenden schon die Stubenluft zurückschreckte, wenn das Bettzeug schmutzig, das Essen schlecht zubereitet war. Jetzt braucht sich Keiner mehr zu genieren; jetzt herrscht



Am andern Tage begab sich der Vogtsbauer aufs Rathhaus.

Ordnung und Sauberkeit. Auch der Herr Pfarrer und der Herr Lehrer sind sehr zufrieden mit dem Einfluß der Pflegerin; selten kommt ein Kind ungewaschen und ungekämmt oder mit zerrissenen, schmutzigen Kleidern zur Schule, und selbst wenn ein Kranker in einem Haus liegt, so kommen die betreffenden Kleinen eher noch pünktlicher und haben ihre Aufgaben noch sorgfältiger gemacht, als sonst; auch braucht der Herr Lehrer nicht mehr ängstlich zu wehren, daß ansteckende Krankheiten in die Schule geschleppt werden; über das Alles wacht die Schwester. Und hat der Storch sich irgendwo eingefunden und ein Kleines gebracht, flugs ist die Schwester bei der Hand und läßt nicht nach mit Zureden, bis das Kindchen

die Nahrung bekommt, welche ihm die Natur als die beste, gesündeste und kräftigste bestimmt hat, die Muttermilch; keine der verschiedenen Ausreden und Vorwände, ausgenommen das Verbot des Arztes, läßt sie gelten, und manche Mutter dankt ihr's jezt, wenn sie ihr gesundheitsstrokendes Jüngstes mit andern vergleicht, denen die Mutterbrust nicht gereicht worden ist. Mit vielen durch Aberglauben, Unwissenheit oder Bequemlichkeit genährten Vorurteilen und Unsitten, besonders auf den Gebieten der Kinderpflege und Ernährung, der Kleidung, der Wohnungs- u. a. m. ist die Schwester bald bekannt und — durch die Ärzte eifrig unterstützt — nach und nach fertig geworden, ohne daß die Leute es recht merkten oder ihr gar gram geworden wären.

Nur einer im Dorf ist nicht so recht zufrieden, der Ochsenwirt, der doch früher der erste und einzige war, welcher eine Pflegerin im Dorf haben wollte. Er behauptet, sie mache ihm die Leute abspenstig. — Das ist nun keineswegs richtig. Nur macht die Krankenschwester bei jeder Gelegenheit darauf aufmerksam, ein wie falsches Vorurteil es ist, daß der Schnaps und auch Bier und Wein wirklich Kraft verleihen und daß man ohne sie nicht gesund, stark und lebensfroh sein könne; sie zeigt immer wieder an Beispielen, die das Leben täglich bringt, wie verderblich in jeder Hinsicht der giftige Alkohol, der in jenen Genußmitteln der Hauptbestandteil ist, für Gesundheit, Wohlstand und Sittlichkeit ist, und sie will vor Allem nie leiden, daß man Kindern auch nur einen Tropfen von geistigen Getränken gibt. Daß man auch ohne solche sehr leistungsfähig

und vergnügt sein kann, lehrt sie durch ihr eigenes Beispiel.

Allerdings ist die Wirtsstube vom Ochsenwirt nach und nach leerer geworden; Wertags kommt fast niemand mehr; die jungen Leute, statt im Ochsen zu sitzen und zu trinken, zu qualmen und zu raufen, wetteifern jezt abends und am Sonntag Nachmittag auf der Gemeindefeld, wer der stärkste und flinkste sei. — Nur der Brenztoni kommt noch regelmäßig in den Ochsen und jezt seine Invalidenrente in Schnaps um, und auch der Bühlbauer sitzt noch tagtäglich im Ochsen — Walzingen gehört zu den merkwürdigen Dörfern, die nur ein Wirtshaus haben — um seinen Hof langsam durch die Gurgel zu schütten; — es dauert nimmer lang, bis er drunten ist. — Und selbst den hat die Schwester fast befehrt, als sie ihn beim letzten Delirium verpflegt hat. Volle 10 Wochen ist kein Tropfen von dem Gift mehr über seine Lippen gekommen, weder Bier, noch Schnaps, noch Wein. Erst am Kaiserstag hat ihn der Saufteufel wieder gepackt; er hat doch als Hofbauer beim Bankett nicht fehlen dürfen, und Wasser hat er doch nicht trinken können; da war' er doch ausgelacht worden; — nach dem ersten Glas aber war's wieder vorbei mit den guten Vorsätzen, und für den Ochsenwirt ist wieder gesorgt.

Der Krankenschwester aber zollt er doch eine große Verehrung, und Alt und Jung stimmt ihm begeistert bei, wenn er tränenden Auges und mit schluchzender Stimme immer und immer wieder versichert:

„Ja, so eine Krankenschwester in der Gemeind' ist doch ein wahre Gottessege!“

Herbst.

Von Dr. med. G. S . . . (†).

1. Herbst ist kommen,
Blätter fallen ab,
Ach, all das Leben
Sinkt in das Grab.

2. Sehe sie fallen,
Blätter vom Baum, —
Ja, ja, das Leben
Ist nur ein Traum.

3. War so glücklich,
Lenzesentzückt,
Wußt' nichts vom Leide
Liebesbeglückt —

3. Träume so einsam
Mit wehem Herz —
Frühling ist gungen
Ließ mir nur Schmerz.

4. Frühling, du gabst mir
Hoffnung und Liebe,
Ach, und ich glaubte,
Daß es so bliebe.